

forum

Das Magazin der Bertelsmann Stiftung

4 | 2007



Leben im Alter

Altena: Eine Stadt für alle Generationen ■ Hellmuth Karasek über Älterwerden ■ Muhammad Yunus im Interview ■ Weltstimmen für die Opernbühne



Karin Schlautmann
Leiterin Kommunikation

Liebe Leserin, lieber Leser,

wir alle möchten alt werden – aber alt sein will niemand. Umfragen zeigen: Frühestens nach dem 75. Lebensjahr schätzen die Menschen sich selbst als „alt“ ein. Für die Wirtschaft sind sie es allerdings schon zehn Jahre früher – wenn sie in den Ruhestand geschickt werden. Für viele Politiker beispielsweise beginnt in dieser Lebenszeit oft erst das Hoch ihrer Laufbahn; manche werden dann zu vielgefragten Ratgebern. Künstler erleben ihre größten Erfolge im hohen Alter. Prominente finden nach ihrer aktiven Karriere eine neue Lebensaufgabe im Dienst der Gemeinschaft. Niemand käme auf die Idee, Lothar Späth, Karl-Heinz Böhm, Otto Sander oder Ruth Maria Kubitschek als „zu alt“ für ihre Tätigkeit zu bezeichnen.

Diese Beispiele zeigen: Wenn Menschen länger aktiv bleiben und Verantwortung tragen – auch in ihrem direkten Umfeld –, sind sie zufrieden, fit und leistungsfähig. Unsere Gesellschaft muss dafür die politischen Voraussetzungen schaffen, die Unternehmen sollten die Ressourcen nutzen, die sich ihnen bieten, vor allem aber muss sich das Altersbild in den Köpfen der Menschen ändern. Schon der Volksmund weiß schließlich: Man ist so alt, wie man sich fühlt.

Was aber sind die Voraussetzungen dafür, dass die Chancen und Potenziale alter Menschen besser genutzt werden? Die Bertelsmann Stiftung will den Austausch darüber fördern, Empfehlungen erarbeiten und Perspektiven für eine Gesellschaft entwickeln, die das Engagement und die Initiative der älteren Menschen schätzt und nutzt.

Herzlichst

Ihre Karin Schlautmann



8

Mehrgenerationenhäuser ermöglichen den Austausch von Alt und Jung.



23

Nobelpreisträger Prof. Muhammad Yunus sagt, dass niemand arm bleiben muss.



25

Marina Rebeka begeisterte Jury und Publikum bei den NEUEN STIMMEN 2007.



28

Olympiasiegerin Heike Drechsler unterstützt die Initiativen von Anschub.de.

Unser Schwerpunkt

| | |
|--|----|
| LEBEN IM ALTER | 5 |
| Engagement und Initiative älterer Menschen fördern Dr. Johannes Meier zur sozialen Teilhabe im Alter | 6 |
| Älter werden – aktiv bleiben Eigenverantwortlichkeit und neue Lebens- und Wohnformen | 8 |
| In der Altersforschung hat Deutschland Nachholbedarf Interview mit der Gerontologin Prof. Dr. Ursula Lehr | 10 |
| Wir lehnen Käseglocken-Projekte ab! Interview mit dem Leiter der Bremer Heimstiftung, Alexander Künzel | 13 |
| Wachtraum: Ödel sei der Mensch, hilfreich und gut Prof. Dr. Hellmuth Karaseks satirischer Blick auf das eigene Älterwerden | 15 |
| Eine Stadt für alle Generationen Altena aktiviert seine Bürger | 18 |
| NAIS – Neues Altern in der Stadt Ein Projekt will Kommunen zukunftsfähig machen | 20 |

Aus den Projekten

| | |
|---|----|
| Sozialen Unternehmen gehört die Zukunft Nobelpreisträger Prof. Dr. Muhammad Yunus im Gespräch | 23 |
| Weltstimmen für die Opernbühne Lettische Sopranistin ist die NEUE STIMME 2007 | 25 |
| Auf der Pirsch mit Heike Drechsler Eine Schule sucht ihre fitteste Klasse | 28 |
| Kick für die Karriere Berufsbegleitende Qualifizierung mit dem Executive MBA communicate! | 31 |
| Auf Spurensuche German-Israeli Young Leaders Austausch in Israel | 34 |
| Qualitätsmanagement für Arzt und Praxis – eine Chance, keine Last Stiftung Praxissiegel e. V. bescheinigt Landarztpraxis hohen Standard | 36 |
| Raus aus der Warteschleife Übergang von der Schule in den Beruf verbessern | 38 |

Rubriken

| | |
|---|--------|
| News-Ticker | 4 |
| Namen und Nachrichten | 40 |
| Neuerscheinungen | 33, 42 |
| Bertelsmann Stiftung auf einen Blick, Impressum | 43 |

NEWS-TICKER



+++ Chancen im demographischen Wandel +++

Am 29. November 2007 fand in Schloss Bellevue die dritte Jahreskonferenz des Forums Demographischer Wandel statt, das der Bundespräsident in Zusammenarbeit mit der Bertelsmann Stiftung initiiert hat. Unter dem Titel „Bildung voll Leben – Leben voll Bildung“ befassten sich die Teilnehmer mit den Auswirkungen des demographischen Wandels auf die Bildung in Deutschland.

Nicht zuletzt die PISA-Studie hat gezeigt, dass Deutschland bei der Bildung im Vergleich mit anderen Ländern einen erheblichen Nachholbedarf aufweist. Wie kann unser Bildungssystem trotz dieser ungünstigen Ausgangssituation auf die Herausforderungen des demographischen Wandels vorbereitet werden? Welche Strukturen und Mentalitäten müssen sich ändern, damit Bildung auch in Zukunft für jeden Menschen eine lohnende Zukunftsinvestition ist und Deutschland seine Position im weltweiten Wettbewerb verteidigen kann? Experten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft suchten im Rahmen der Jahreskonferenz nach Antworten auf diese Fragen.

www.forum-demographie.de



+++ „Vorzeigeprojekt“ NAIS auf Weltseniorentag vorgestellt +++

Unter dem Leitmotiv „Die altersfreundliche Stadt“ fand am 1. Oktober 2007 der Weltseniorentag in Duisburg statt. Zur Eröffnung wurde das seniorenpolitische Pilotprojekt der Bertelsmann Stiftung NAIS – Neues Altern in der Stadt vorgestellt. NAIS ermöglicht es Städten und Gemeinden, zu allen kommunalen Handlungsfeldern Erkenntnisse für die Gestaltung einer zukunftsfesten Seniorenpolitik zu erheben.

www.birgit.ottensmeier@bertelsmann.de



+++ Demographie-Trainings in NRW angelaufen +++

Für die Spitzen von Rat und Verwaltung nordrhein-westfälischer Kommunen haben Bertelsmann Stiftung und das Ministerium für Generationen, Familien, Frauen und Integration ein Trainingsprogramm entwickelt. Auf dessen Basis können Kommunalpolitiker und -beamte die Auswirkungen des demographischen Wandels auf ihre Kommune erkennen und die eigene Stadtentwicklung steuern.

www.demographietraining.de

LEBEN IM ALTER



Die Potenziale und Ressourcen des Alters produktiv zu nutzen, ist heute ein gesamtgesellschaftliches Anliegen – nicht allein aus ökonomischer Sicht, sondern auch im Interesse eines besseren, gerechteren Verhältnisses der Generationen zueinander. Um demographisch bedingten Belastungen und Konflikten zwischen den Generationen entgegenzuwirken, können und wollen auch die Älteren ihren Beitrag leisten.

Die Bertelsmann Stiftung will Perspektiven für eine Gesellschaft entwickeln, in der alle gesellschaftlichen Gruppen, gleich welchen Alters, eine Chance zur sozialen Teilhabe erhalten.

Dr. Johannes Meier zur sozialen Teilhabe im Alter:

Engagement und Initiative älterer Menschen fördern



Nicht nur die Zahl der Menschen über 65 wird zukünftig deutlich zunehmen, die Phase des aktiven Altseins dehnt sich auch immer weiter aus und beträgt schon heute nicht selten mehr als 30 Jahre. Auch wenn das Renteneintrittsalter wie geplant auf 67 Jahre erhöht wird, verfügen künftige Rentnergenerationen im Durchschnitt noch über rund ein Viertel ihrer Lebenszeit. Für immer mehr Menschen spielt die Zeit im Alter eine immer größere Rolle in ihrem Leben.

Wie sich unsere Gesellschaft verändern wird und auf welche Erfordernisse wir uns einstellen müssen, fragten wir Dr. Johannes Meier, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung.

Niemand bezeichnet sich gern als „alt“ – immer mehr Menschen werden es. Welches Bild vom Alter hat unsere Gesellschaft?

So wenig man von „dem Alter“ sprechen kann, so wenig kann man von „den Alten“ sprechen. Wenn etwas diese Lebensphase charakterisiert, dann ist es die Heterogenität.

Auch wenn die Lebenserwartung ansteigt, sich die materiellen, sozialen, psychischen und gesundheitlichen Ressourcen der älteren Menschen stetig verbessert haben und ältere Menschen heute über ein höheres Bildungsniveau verfügen: Dies sind Durchschnittswerte, die wenig über die konkrete Situation des Einzelnen aussagen. Monochrome Altersbilder helfen hier nicht weiter – weder in rosarot noch in tiefschwarz. Denn bei genauerer Betrachtung zeigt sich eine deutliche Benachteiligung bestimmter Gruppen. Negative Altersbilder finden sich insbesondere bei jenen Menschen, die unter ungünstigen Bedingungen leben und in ihrer persönlichen Lebenssituation wenig Perspektiven sehen, zum Beispiel bei älteren Menschen mit Migrations-Hintergrund oder älteren Menschen mit einer Behinderung. Alter und Altern werden zudem meist mit Defiziten, Verlusten und Krankheit verbunden, was in dieser Pauschalität die vorhandenen Entwicklungspotenziale im höheren Lebensalter ignoriert.

Wir brauchen also realistische und differenzierte Bilder vom Alter, die mögliche Stärken und Chancen, aber auch Schwächen

und Risiken einschließen. Die gesellschaftlichen Altersbilder stellen nicht nur ein „Fremdbild“ dar, vielmehr wirken sie auch auf das „Selbstbild“ der alten Menschen. All dies findet vor dem Hintergrund des demographischen Wandels statt. Angesichts der veränderten Alterspyramide brauchen wir ältere Menschen in unserer Gesellschaft mehr denn je, wir können auf ihre Erfahrungen und ihr Wissen nicht verzichten. Wir müssen die Älteren in die Gesellschaft, in unsere Lebenswelt und unseren Alltag regelrecht zurückholen und deutlich machen, dass wir sie brauchen. Unsere alternde Gesellschaft wird nur dann eine positive Entwicklung nehmen, wenn sich alle Altersgruppen mit Wertschätzung begegnen und die Integration aller Lebensalter gelingt.

Bundesweit leben gut 40 Prozent der Bevölkerung ab 65 allein, in Großstädten noch weit mehr. Wie leben diese alten Menschen?

Dabei handelt es sich zu mehr als 85 Prozent um Frauen, häufig bedingt durch den Tod des Partners. Zunehmend bestimmen aber auch älter werdende Singles den Trend zur Singularisierung des Alters, darunter überdurchschnittlich viele Männer.

Mit knapp 50 Prozent bildet der Zwei-Personen-Haushalt die wichtigste Wohnform im Alter. Der Mehrgenerationen-Haushalt, also das Leben zusammen mit den Kindern, ist dagegen fast zur

Ausnahme geworden. Auch neue Formen des gemeinschaftlichen Wohnens älterer Menschen finden sich noch relativ selten. Grundsätzlich bedeutet Alleinleben, überdurchschnittlich häufig auf praktische Unterstützung durch Dritte angewiesen zu sein. Dazu kommt, dass immer mehr Menschen sehr alt werden, über 80, und dann zunehmende Unterstützung benötigen.

In ganz besonderer Weise wird die Lebenslage im Alter von funktionsfähigen Familien- und anderen sozialen Netzwerkbeziehungen bestimmt. Nach wie vor hat die Familie eine zentrale Rolle bei der sozialen Integration sowie der emotionalen und instrumentellen Unterstützung älterer Menschen. Dies zeigt sich am eindrucksvollsten in der häuslichen Pflege: Nahezu drei Viertel der Pflegebedürftigen werden zu Hause versorgt, dabei überwiegend von nahen weiblichen Familienangehörigen. In Heimen werden vor allem Menschen betreut, die keine Kinder oder nur entfernt lebende Verwandte haben.

Angesichts des demographischen Wandels werden sich viele dieser Relationen in den nächsten 20 Jahren jedoch deutlich verändern.

Die Unterstützung aus dem familiären Umfeld durch den Ehepartner, Kinder und Enkelkinder geht zurück. Wie sieht die Zukunft aus?

In den vergangenen Jahren wurde die Vereinbarkeit von Familie und Beruf vor allem im Kontext von Familiengründung und Kinderbetreuung thematisiert. Wir müssen diese Diskussion und die positiven Erfahrungen zukünftig verstärkt auf den Bereich Hilfe und Pflege übertragen.

Immer mehr Menschen – zumeist Frauen jenseits des 45. Lebensjahres – werden daher Berufstätigkeit und Pflegeverpflichtungen miteinander vereinbaren wollen, jedoch trotz Pflegeversicherung dabei keine ausreichende Unterstützung erfahren. Somit steigt der Bedarf an Diensten, die eine selbstständige Lebensführung der zu pflegenden Angehörigen aufrecht erhält. Diese sozialen und komplementären Dienste sind keinesfalls nur als professionelle Dienstleistungsangebote denkbar, vielmehr gibt es viele gelungene Beispiele, in denen Profis und Freiwillige gemeinsam ein Angebot entwickelt und umgesetzt haben. In diesem Feld wird unsere Gesellschaft mehr aktives freiwilliges Engagement brauchen.

Neben den quantitativen Veränderungen unterliegt das Alter auch einem qualitativen Wandel und wird heterogener. Kann es in Zukunft noch eine einheitliche Altenpolitik geben?

Der Zuwachs der Lebenserwartung geht für die große Mehrheit mit einer Zunahme der Lebensjahre ohne stärkere gesundheitliche Beeinträchtigungen einher. Diese Lebensphase wird – im Gegensatz zu den heutigen gesellschaftlichen Altenbildern – nicht von gesundheitlichen Einschränkungen und Hilfsbedürftigkeit dominiert. Zahlreiche Menschen in höherem Alter gestalten ihren Alltag aktiv und selbstständig.

Auch wenn sich die Sicht auf das Alter zunehmend verändert, so finden sich in vielen Bereichen immer noch einseitig negative Altersbilder. Komplizierend kommt hinzu, dass sich mit den älter werdenden Migranten und Spätaussiedlern auch die kulturelle Zusammensetzung der Altenbevölkerung verändert. Damit wird



Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)

Alter neu denken

Gesellschaftliches Altern als Chance begreifen

1. Auflage 2007

370 Seiten, Broschur

35,- Euro

ISBN 978-3-89204-956-2

Alter neu denken

Dieses Buch plädiert für eine differenzierte Alterspolitik. Es gibt Handlungsempfehlungen für eine altersfreundliche Umwelt, die es Menschen ermöglichen soll, lange gesund und aktiv zu bleiben. Die Leitbilder, die den Handlungsempfehlungen zugrunde liegen, wollen sowohl die individuelle Lebensführung als auch die gesellschaftlichen Strukturen verändern. Der Band bietet zudem einen Überblick über die nationale und internationale Altenpolitik und formuliert ethische Perspektiven für ein gelingendes Alter.

es erforderlich, die spezifischen sozialen Probleme und Bedürfnisse dieser Bevölkerungsgruppen in der Sozial- und Altenpolitik gesondert zu berücksichtigen. Alter ist eine heterogene Lebensphase und erfordert eine zielgruppenspezifische Altenpolitik. Wie der ehemalige Bremer Bürgermeister Dr. Henning Scherf sagt: „Grau ist bunt“.

Es ist zu befürchten, dass bestehende gesellschaftliche Benachteiligungen im Alter an Bedeutung gewinnen und soziale Teilhabe und Integration erheblich erschweren. Was muss sich ändern?

Neben sozialpolitischen Maßnahmen sind Angebote gefragt, die genau auf diejenigen abgestimmt sind, bei denen der Bedarf erkennbar ist – zielgruppenspezifisch, wie eben gesagt. So kann zum Beispiel die Tatsache, dass freiwilliges Engagement bisher in erster Linie in der Mittel- und Oberschicht angesiedelt ist, nicht als mangelndes Interesse oder fehlende Bereitschaft der unterprivilegierten Schichten interpretiert werden. Untersuchungen zeigen, dass sich die Konzeption bestehender Angebote häufig als „Barriere“ für eine Teilnahme erweisen. Engagement und Initiative älterer Menschen aus anderen Schichten sollte, wo immer möglich, gezielt gefördert werden. Auch hier gilt: Wir müssen Perspektiven für eine altersintegrierte Gesellschaft entwickeln, in der alle gesellschaftlichen Gruppen eine Chance zur sozialen Teilhabe bekommen. ■



Kontakt:

Andreas Esche

05241/81 81 333

andreas.esche@bertelsmann.de

Eigenverantwortlichkeit und neue Lebens- und Wohnformen

ÄLTER WERDEN – AKTIV BLEIBEN



Nicht nur die Gesellschaft insgesamt altert, auch der Einzelne kann in der Regel älter werden als früher. Die Folgen der demographischen Veränderungen stellen eine große Herausforderung für die soziale, gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung der kommenden Jahrzehnte dar. Verändern werden sich mit den Familienstrukturen auch die Wohn- und Lebensformen. Die ältere Generation spricht sich mit zunehmendem Selbstbewusstsein für mehr Selbstbestimmung aus. Sie fordert Möglichkeiten zu einer aktiven Lebensgestaltung, die körperliche und geistige Kräfte lange erhalten hilft. Der demographische Wandel der bundesdeutschen Gesellschaft macht ein Umdenken notwendig.

Von Britta Nagel, Hamburg

Japan: Möglichst lange selbstständig

Hiro Shimokawa ist 78. Seit dem Tod seiner Frau vor fünf Jahren lebt er allein in seinem kleinen Haus in Kofu, einer Millionenstadt, anderthalb Autostunden von Tokio entfernt. Sein Frühstück aus Reis, Gemüse und Miso-Suppe bereitet sich Hiro Shimokawa jeden Morgen selbst zu. Beim Mittag- und Abendessen sowie bei der Hausarbeit helfen ihm eine Haushälterin und eine Putzfrau. Hiro Shimokawa legt, wie alle älteren Japaner, großen Wert auf seine Selbstständigkeit. Um seinen beiden Töchtern, die in anderen Städten leben, nicht zur Last zu fallen, bemüht er sich, möglichst lange gesund zu bleiben.

Er isst nach dem in Japan weit verbreiteten Ernährungsprinzip des „hara hachi bu“, was so viel heißt wie „nie ganz den Magen füllen“, und achtet auf eine abwechslungsreiche Kost aus Fisch, Reis und Gemüse. Mit täglicher Gymnastik hält sich der alte Herr fit; das traditionelle Sitzen auf dem Boden hält die Gelenke zusätzlich geschmeidig. Einmal in der Woche geht der pensionierte Ingenieur noch in seine alte Firma. Sein Rat ist bei den jungen Kollegen gefragt. Nach wie vor wird er zu Betriebsfeiern eingeladen und trifft sich auch privat mit Kollegen. Einsam fühle er sich nicht, sagt er. Zu den Nachbarn in seiner Straße hat er guten Kontakt. Sieht sie ihn mal einen Tag nicht auf der Straße, kommt eine Nachbarin vorbei und schaut nach dem Rechten. Für diese Form des „Sich-einander-Kümmerns“ hat die japanische Sprache ein eigenes Wort: „Yuimaru“. „Yuimaru“ ist der Klebstoff, der die japanische Gesellschaft zusammenhält.

USA: Freizeitstress statt Rentner-Langeweile

Sid Eisenman ist 75 und sagt, dass er im Paradies lebt. Der pensionierte Lehrer aus Indiana lebt mit seiner Frau Catherine, 71, seit 13 Jahren in Sun City, Amerikas größter Seniorenkolonie. 50.000 Pensionäre leben unter dem ewig blauen Himmel Arizonas in einem Altenreservat, das der Jugend eine gnadenlose Abfuhr erteilt. Keiner darf hierher ziehen, der jünger ist als 55. Die



Ältere Japaner legen großen Wert auf ihre Selbstständigkeit. Sie ernähren sich gesund, treiben Gymnastik und arbeiten auch nach der Pensionierung in ihren früheren Betrieben.

schmucken weißen Bungalows, das glitzernde Blau der Swimmingpools, das satte Grün der Golfplätze erinnern an einen überdimensionalen Robinson Club, in dem der Urlaub ewig währt. Hier hat der Freizeitstress die Rentner-Langeweile abgelöst. Das Ehepaar Eisenman hat, wie die meisten seiner Mitbewohner, einen Terminkalender wie der von Topmanagern.

Wenn sie nicht gerade ihren täglichen Aquarobic-Kurs besucht, in der Theatergruppe probt oder einen der 300 Vereine besucht, ist Catherine als ehrenamtliche Sicherheitskraft auf Patrouille, damit nichts die heile Welt von Sun City stört. Ihr Mann Sid ist Mitglied einer freiwilligen Straßen-Putzkolonne. Gemeinsinn wird groß geschrieben in Sun City. „Ich helfe gern anderen, die gebrechlicher sind als ich“, sagt Sid Eisenman, der einmal in der Woche kranke

Prof. Dr. Ursula Lehr:

In der Altersforschung hat Deutschland Nachholbedarf



Die ehemalige Familienministerin und Gerontologin Prof. Dr. Ursula Lehr ist Mitglied der Expertenkommission „Ziele in der Altenpolitik“ der Bertelsmann Stiftung. Sie gilt als führende Wissenschaftlerin auf dem Gebiet der Erforschung und Gestaltung des Alterns. Von 1988 bis 1991 war sie Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit.

Was hat sich in den vergangenen zehn Jahren für die alten Menschen in Deutschland geändert?

Als besonders positiv empfinde ich es, dass das Altersbild komplexer geworden, d. h., eine breite Öffentlichkeit, aber auch immer mehr Unternehmen machen sich ein differenzierteres Bild von den alten Menschen, als dies noch vor einigen Jahren der Fall war.

Woran liegt das?

Neben der zunehmenden medialen Aufmerksamkeit des Themas Alter hat sicherlich auch die Diskussion um die Rente mit 67 dazu beigetragen. Es hat sich gezeigt, dass diejenigen Firmen, die ältere Mitarbeiter behalten oder sogar wieder eingestellt haben, äußerst zufrieden mit ihnen sind. Man war ganz erstaunt, dass sich Mitarbeiter zwischen 55 und 60 oft als flexibler herausgestellt haben als die 30-jährigen. Diese älteren Mitarbeiter waren z. B. eher bereit, für ein paar Wochen ins Ausland zu gehen als die 30-jährigen, die in ihrem Freundes- und Familienkreis eingebunden waren und deshalb nicht so gern weggehen wollten. Außerdem hat man festgestellt, dass ältere Arbeitnehmer besser Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden können. Sie erkennen gleichzeitig ihre Möglichkeiten und ihre Grenzen – Jüngere sehen vielfach nur ihre Möglichkeiten, wollen aber ihre Grenzen nicht wahrhaben.

Welche Wohnform halten Sie für die ideale im Alter?

Ich glaube nicht, dass es „die“ ideale Wohnform im Alter gibt, dafür sind die Bedürfnisse der älteren Menschen viel zu komplex. Viele Menschen fühlen sich in Mehrgenerationenhäusern oder Wohngemeinschaften sehr wohl, andere überhaupt nicht

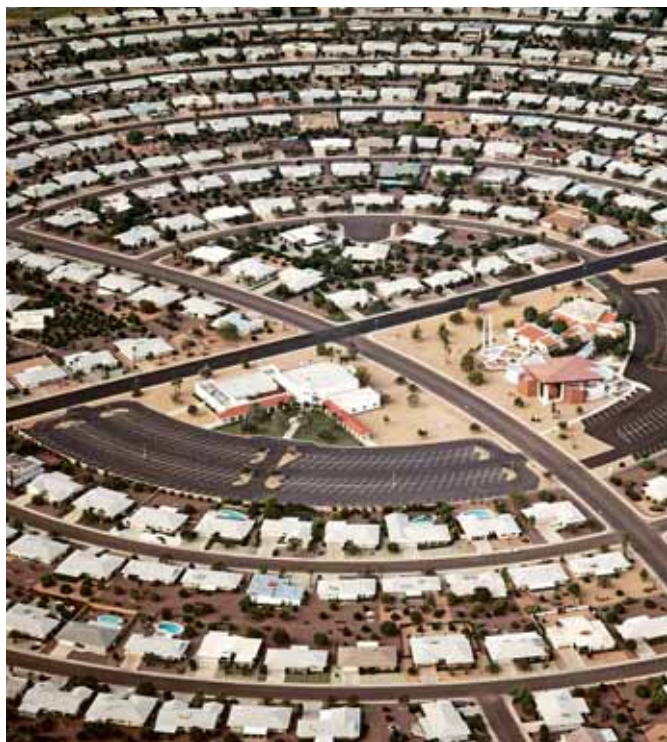
und ziehen das Alleinwohnen oder das Wohnen mit Service vor. Dennoch denke ich, dass man das Mehrgenerationenwohnen noch weiter vorantreiben sollte – aber nur als eine wichtige Wohnform neben anderen.

Was halten Sie von dem US-Wohnmodell Sun City?

Ich war kürzlich dort, und es hat mich sehr beeindruckt, wie wohl sich die Menschen dort fühlen. Vor allem das enorm große, staatlich geförderte Freizeitangebot ist phantastisch. Es fördert in vorbildlicher Weise die sportlichen, kulturellen und sozialen Fähigkeiten der Bewohner. Die Krankenhäuser sind erstklassig, sie sind auf Alterskrankheiten wie Schlaganfälle spezialisiert. Solch eine gute Schlaganfall-Behandlung gibt es hier nicht und wahrscheinlich nirgendwo sonst in den USA.

Sind die USA bezüglich ihrer Altenpolitik vorbildlich für Deutschland?

Ich glaube tatsächlich, dass das Altersbild in den USA ein positiveres ist als hierzulande. Dort gibt es – auch dank des „Age Discrimination Act“ – keine Altersgrenze. Wenn Sie sich als 80-Jähriger um einen Job bewerben, müssen sie nicht ihr Alter angeben. Außerdem haben die Amerikaner eine sehr große und mächtige Altenbewegung, die vieles durchsetzen kann. Die Gerontologie und die Geriatrie, also die Forschung vom Alter und von den Alterskrankheiten, gibt es dort schon viel länger als bei uns und ist auch viel weiter verbreitet. Bei uns gibt es immer noch keine „echten“ Lehrstühle für Geriatrie an den Universitäten. Und in der Forschung innerhalb Europas hat Deutschland – im Gegensatz zu den skandinavischen Ländern, zur Schweiz und zu England – noch viel aufzuholen. ■



In Sun City, Amerikas größter Seniorenkolonie, wohnt niemand, der jünger ist als 55.

Mitbewohner zum Arzt fährt. „Das gibt mir nicht nur ein gutes Gefühl, ich weiß auch, dass mir jemand helfen wird, wenn ich nicht mehr so fit bin wie jetzt“. Junge Leute vermissen die Eisenmans nicht. „Die würden uns nur daran erinnern, dass wir nicht so jung sind, wie wir uns fühlen“, sagt der rüstige Rentner. Dem amerikanischen Jugendwahn entziehen sich die Bewohner von Sun City, indem sie die Jugend einfach ausblenden.

Deutschland: Fehlende Sozialkontakte

Die Hamburgerin Inge Dormien ist 81 und lebt allein in ihrem Einfamilienhaus in einem ruhigen Villenviertel. Die gelernte Krankenschwester, die nach der Geburt der Tochter ihren Beruf aufgegeben hat, um sich ausschließlich um Haushalt und Familie zu kümmern, ist seit zwölf Jahren verwitwet. Sie hat mehrere Jahre lang ihren an Krebs erkrankten Mann und ihre hochbetagte, bettlägerige Mutter gepflegt, die im selben Jahr starb wie Inge Dormiens Mann. Über die Pflege hat Inge Dormien eigene Hobbys und Freundschaften vernachlässigt. Als sich die geübte Autofahrerin nach dem Tod ihres Mannes auf eine Annonce hin bei einer Apotheke als Fahrerin für Medikamententransporte bewarb, erteilte man ihr eine Absage. Die Begründung: Mit 69 sei sie zu alt für diese Aufgabe.

Seitdem Inge Dormien vor einem Jahr in ihrem Haus stürzte und sich den Oberschenkel brach, fühlt sich die alte Dame in ihrem Haus mit den vielen Treppen nicht mehr sicher. Doch vor einem Umzug ins Altersheim schreckt sie zurück. Ihre einzige Tochter,

die mit ihrer Familie in Düsseldorf lebt, besucht ihre Mutter einmal im Monat. Die meiste Zeit des Tages verbringt die Seniorin vor dem Fernsehen. Gelegentliche Telefonate mit einer alten Schulfreundin und Arztbesuche, die in letzter Zeit immer häufiger werden, sind ihre einzigen Sozialkontakte. Wegen ihrer Gehbehinderung nach dem Sturz erhält sie die erste Stufe der Pflegeversicherung. Das bedeutet, die Pflegerinnen der Diakonie haben täglich eine halbe Stunde Zeit, um Inge Dormien bei der Morgentoilette und im Haushalt zu helfen. Für Gespräche bleibt da kaum Zeit.

Was heißt Lebensqualität im Alter?

Ein Japaner, ein amerikanisches Ehepaar, eine Deutsche – drei Lebensentwürfe alter Menschen, die unterschiedlicher nicht sein können. Gemeinsam ist ihren Protagonisten nur, dass sie alle der Mittelschicht von Ländern entstammen, die zu den reichsten der Welt zählen. So individuell jede Altersbiografie ist, spiegelt dieser Mikrokosmos dennoch das jeweilige gesellschaftliche Umfeld und kann einiges über die Qualität des Lebens im Alter aussagen.

In Japan werden die Menschen so alt wie in keinem anderen Land – die Männer im Durchschnitt 80 und die Frauen 87 Jahre. 18 von 100.000 Einwohnern erreichen sogar das 100. Lebensjahr – in Deutschland sind es gerade einmal zehn. Das Beispiel des zufriedenen Hiro Shimokawa steht exemplarisch für die älteste Gesellschaft der Welt. In Japan geht es den meisten alten Menschen tatsächlich besser als in vielen anderen Ländern. Anders als in Deutschland hat man hier die demographische Entwicklung rechtzeitig erkannt und akzeptiert, dass die Regierung auf die Überalterung mit umfassenden Reformen reagieren muss. Bereits vor sechs Jahren wurde das Rentenalter heraufgesetzt – ohne Protest seitens der Bürger. Eine Reform, die hierzulande erst nach langwierigen Diskussionen und gegen den Widerstand großer Teile der Bevölkerung möglich war. Und während die Menschen in Japan jetzt fünf Jahre später in den Ruhestand gehen, müssen sie bei uns gerade einmal zwei Jahre länger arbeiten. Auch als die Japaner im Jahr 2004 per Parlamentsbeschluss die Rentenbeiträge kräftig erhöhten und die staatliche Rente senkten, ging dort niemand auf die Barrikaden. Man ist sich offenbar bewusst, dass die älteste Gesellschaft der Welt – im Jahr 2025 wird ein Drittel der japanischen Bevölkerung über 65 sein – nur dauerhaft funktionieren kann, wenn jeder Bürger zu Zugeständnissen bereit ist.

Zufrieden durch Arbeit

Gemeinschaftssinn entwickeln, Eigenverantwortung übernehmen anstatt nach dem Staat zu fragen – Einstellungen, die in einer jahrtausendealten Gesellschaft wie der japanischen ebenso selbstverständlich sind wie in einer so jungen Nation wie den USA. Nicht annähernd so üppig mit den Segnungen des sozialen Netzes ausgestattet wie die Deutschen, müssen viele US-Amerikaner auch im Alter noch für ihren Lebensunterhalt arbeiten. Denn den meisten geht es nicht so gut wie dem Ehepaar Eisenman aus Sun City, das ausreichende Rücklagen für einen Lebensabend im ewigen Sommer Arizonas bilden konnte.

Seltsam nur, dass es den gutgelaunten, betagten Tankwarten, Museumsführern oder Supermarktkassierern, denen man in den USA überall begegnet, gar nicht so schlecht zu gehen scheint.



Untersuchungen zeigen: Außerhalb der Familie haben Jung und Alt kaum noch Berührungspunkte.

Wochenzeitung „Die Zeit“, selbst entscheiden, wann er in Rente gehen will. Nur so könnten die Rentenkassen nachhaltig entlastet werden.

Rückzug der Alten

Dass Inge Dormien aus Hamburg nach ihrem fehlgeschlagenen Versuch, wieder ins Arbeitsleben zurückzukehren, entmutigt die virtuelle Welt des Fernsehens der realen vorzieht, ist nicht nur für sie selbst eine bedauerliche Entscheidung. Der Zukunftsforscher Horst Opaschowski sieht in dem Rückzug der Alten aus dem Arbeitsleben – egal ob freiwillig oder erzwungen – einen großen Verlust für unsere Gesellschaft. Es gebe nach seiner Auffassung eine klaffende Schere zwischen potenzieller und praktizierter gesellschaftlicher Nützlichkeit. Und tatsächlich: Während sich unsere Lebenszeit verdoppelt hat, ist die Berufstätigkeit der Deutschen auf weniger als die Hälfte der Lebenszeit geschrumpft. Vor 100 Jahren arbeiteten noch zwei Drittel aller Männer über 60 – heute ist es nur noch jeder achte.

Da verwundert es nicht, dass außerhalb der Familie Jung und Alt kaum noch Berührungspunkte haben, wie Familienministerin Ursula von der Leyen kürzlich feststellte. Wo, wenn nicht im Berufsleben, sollten sich die Generationen denn auch näherkommen? „Über zwei Drittel der 15- bis 20-jährigen Deutschen stehen selten oder nie im Kontakt mit Menschen über 60 Jahre“, schreibt sie in ihrem Buch „Für einander da sein. Miteinander handeln“.

Ebenso wie ihre Altersgenossen in Japan, die, wie Hiro Shimokawa, auch nach der Pensionierung noch in ihren früheren Betrieben arbeiten dürfen, fühlen sich die alten Arbeitnehmer – das haben Umfragen ergeben – in ihrer Rolle als immer noch berufstätige Mitglieder der Gesellschaft wohler als die vielen gut ausgebildeten und leistungsbereiten Rentner hierzulande, die zum Nichtstun verdammt sind.

Die ehemalige Familienministerin und Gerontologin Ursula Lehr, Mitglied der Expertenkommission „Ziele in der Altenpolitik“ der Bertelsmann Stiftung, glaubt, dass wir einiges von der Seniorenpolitik der USA lernen können (siehe S. 10). Der von Präsident Jimmy Carter eingeführte „Age Discrimination Act“ besagt, dass es illegal ist, jemandem aufgrund seines Alters einen Job zu verweigern. In den USA hätte also im Fall der arbeitswilligen Inge Dormien der Apotheker mit einer Klage vor dem Arbeitsgericht rechnen müssen, weil er die Frau aufgrund ihrer 69 Jahre nicht einstellen wollte. James Vaupel, geschäftsführender Direktor des Max-Planck-Instituts für demographische Forschung in Rostock, geht in seinen Forderungen noch weiter: Er will, wie in den USA bereits der Fall, das verpflichtende Rentenalter ganz abschaffen. Jeder Bürger solle, sagte er kürzlich in einem Interview der

Neue Formen des Zusammenlebens

Als eines ihrer „Ziele in der Altenpolitik“ formuliert auch die Bertelsmann Stiftung die Förderung des Austausches der Generationen mit Hilfe von neuen Wohnmodellen. Das Netzwerk SONG steht für „Soziales neu gestalten“ und ist ein Zusammenschluss von verschiedenen Akteuren der Sozialwirtschaft, u. a. der Bremer Heimstiftung, der Bank für Sozialwirtschaft in Köln und der Stiftung Liebenau, Meckenbeuren-Liebenau. Die mehr als 13.000 Mitarbeiter der Netzwerkpartner schaffen in ihrem bundesweit einzigartigen Projekt unter anderem neue Formen des Zusammenlebens von Jung und Alt. Sie haben sich zum Ziel gesetzt, lokale, gemeinwesenorientierte Versorgungsnetze zu schaffen, in denen Jung und Alt zusammen leben und sich gegenseitig helfen. Mehrgenerationenhäuser im Herzen der Stadt statt isolierter Altersheime auf der grünen Wiese sollen die Eigenverantwortlichkeit und Solidarität von Alt und Jung unterstützen.

Modell Mehrgenerationenhaus

Ein Konzept, das aufzugehen scheint, wie Alexander Künzel, Leiter der Bremer Heimstiftung, im Interview (siehe S. 13) berichtet. Die Mehrgenerationenhäuser, die als „Lebensräume für Jung und Alt“ im Auftrag der Stiftung Liebenau in verschiedenen Orten am

Alexander Künzel, Bremer Heimstiftung:

Wir lehnen Käseglocken-Projekte ab!



Die 1953 vom Bremer Senat gegründete Bremer Heimstiftung ist mit Wohn- und Pflegeangeboten für ältere Menschen an 25 Standorten in Bremen vertreten und versorgt rund 9.000 Menschen. Alexander Künzel, Leiter der Bremer Heimstiftung und Partner im Netzwerk SONG der Bertelsmann Stiftung, propagiert in seinen Stiftungsdörfern eine innovative Form vom Leben im Alter.

Wie unterscheiden sich die Angebote der Bremer Heimstiftung von herkömmlichen Altenheimen?

Wir lehnen Käseglocken-Projekte ab, in denen alte Menschen isoliert in Heimen am Stadtrand oder auf der grünen Wiese untergebracht sind und keinen Kontakt zum Leben in der Stadt und den städtischen Einrichtungen mehr haben. Diese Situation ist unnatürlich – für diese Ausgrenzung der Alten und Pflegebedürftigen aus der Gesellschaft gibt es kein Vorbild. In unseren Stiftungsdörfern propagieren wir vielmehr die „Wiederentdeckung der Normalität“, also den früher in jedem Dorf selbstverständlichen Austausch von Alt und Jung.

Wie setzen Sie diesen Leitgedanken praktisch um?

Unsere Stiftungsdörfer liegen im Herzen der einzelnen Stadtteile, d. h., Altenpflege und Altenhilfe sind integrierter Teil unserer Quartiere. „Kein Altenheim ohne Kindergarten, keines ohne Volkshochschule“ lautet unser Motto. Das sieht so aus, dass Kindergarten und Altenheim in einem Haus untergebracht sind und die alten Menschen aktiv die Arbeit der Erzieher unterstützen, mit den Kindern Feste feiern und manchmal auch als Ersatz-Großeltern fungieren.

Und welche Ergebnisse haben Sie mit diesem Konzept erzielt?

Es ist erstaunlich, wie belebend sich der Kontakt zwischen älteren Menschen und Kindern auf das Verhältnis von Alt und Jung auswirkt. Auf die Alten wirken Kinder wie ein Jungbrunnen,

während das Wissen und die Gelassenheit der alten Leute von den Kindern als bereichernd empfunden werden.

Gibt es ein übergreifendes Motto, das Sie mit den anderen Netzwerkern von SONG gemeinsam haben?

Uns Netzwerkern von SONG war bei all unseren Projekten ganz wichtig, durch Generationenübergreifende Angebote das Alter zu entstigmatisieren. Durch eine Institutionalisierung besteht die Gefahr, dass das Alter zu einer Randerscheinung der Gesellschaft, zur Sonderform wird. Ein Quartier soll wieder ein Ort werden, wo auch das Alter Teil der gesellschaftlichen Normalität wird. Dass heute in Deutschland – anders als in den meisten anderen EU-Ländern – immer noch Altenheime auf der grünen Wiese gebaut werden, in denen alte Menschen sich abgeschieden fühlen müssen, ist ein Skandal. Ebenso die Tatsache, dass die Pflegeversicherung für eine Heimunterbringung mehr zahlt, als wenn ein alter Mensch zu Hause oder in einer Wohngemeinschaft gepflegt wird. Da haben wir noch Reformbedarf. ■

Die Bewohner des Mehrgenerationenhauses in Dusslingen sind zwischen drei und 97 Jahren alt.





Wer seine Sozialkontakte pflegt, blickt auch im Alter positiv in die Zukunft.

Ziele in der Altenpolitik

Die Expertenkommission „Ziele in der Altenpolitik“ soll handlungsorientierte Empfehlungen für die Politik erarbeiten. Dazu gehören unter anderen die Definition eines neuen und zeitgemäßen Leitbildes vom Altern und Alter sowie die Definition von Leitbildern für eine humane Altenarbeit, zur Prävention, zur geriatrischen Rehabilitation und zur Pflege. Außerdem will die Kommission den Austausch von Sach- und Expertenwissen fördern, die wissenschaftlich-empirische Bestandsaufnahme festschreiben und Empfehlungen an die Altenpolitik formulieren.



Kontakt:

Hans-Jörg Rothen
05241/81 81 394
hans-joerg.rothen@bertelsmann.de

SONG: Soziales neu gestalten

Das Netzwerk SONG ist ein Zusammenschluss von Akteuren in der Sozialwirtschaft. Es widmet sich Themen, die einen entscheidenden Einfluss auf die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft haben, wie Alten-, Behinderten- und Jugendhilfe. In der ersten Projektphase befasst sich das Netzwerk im Schwerpunkt mit der Altenhilfe. Eine besondere Rolle spielen dabei innovative, gemeinwesenorientierte Wohn- und Betreuungsmodelle. Die Partner des Netzwerkes sind Bank für Sozialwirtschaft AG, Köln; Bertelsmann Stiftung, Gütersloh; Bremer Heimstiftung, Bremen; CBT-Caritas-Betriebsführungs- und Trägergesellschaft mbH, Köln; Evangelisches Johanneswerk e.V., Bielefeld, und Stiftung Liebenau, Meckenbeuren-Liebenau.



Kontakt:

Gerhard Krays
05241/81 81 336
gerhard.krays@bertelsmann.de

Rande des Bodensees entstanden sind, definieren das alte Konzept der Großfamilie neu. Die schmucken Mehrfamilienhäuser im Zentrum verschiedener schwäbischer Orte sind mittlerweile so beliebt, dass es Wartelisten von Wohnungssuchenden gibt. Jedes der bis zu 80 Wohnungen großen Quartiere wird von einer sogenannten Gemeinwesenarbeiterin betreut. Sie führt die Bewerbungsgespräche mit interessierten Wohnungssuchenden und sorgt dafür, dass die Mischung von 50:50 zwischen Alt und Jung stimmt. Nur wer glaubwürdig machen kann, dass er Interesse an einer offenen Kommunikation mit seinen Mitbewohnern hat und ihnen im Krankheitsfall hilft, hat Chancen, aufgenommen zu werden.

Für die alleinerziehende Mutter zweier Söhne, Maria Belicevska, war der Umzug in ein Mehrgenerationenhaus in Dusslingen ein Glücksfall. Die gelernte Altenpflegerin war arbeitslos und hatte vergeblich nach einer größeren Wohnung gesucht. Im Dusslinger Mehrfamilienhaus kümmert sie sich jetzt um die Instandhaltung der Gemeinschaftsräume, in denen sich die Mitbewohner einmal in der Woche zum Kaffeetrinken treffen. Die Bewohner der 20 Wohnungen sind zwischen drei und 97 Jahre alt. „Wir haben alle ein enges Verhältnis zueinander“, sagt Maria Belicevska. Die alten Leute helfen den jungen Müttern als Babysitter und „Ersatz-Omi“, die jüngeren betreuen die Alten, wenn diese fremder Hilfe bedürfen. Gibt es Streit, was auch einmal vorkommt, fungiert die Gemeinwesenarbeiterin als Mediatorin.

Die 92-jährige ehemalige Ärztin Renate Martin ist fest davon überzeugt, dass das Mehrgenerationenhaus ein zukunftsweises Konzept zur Lösung unserer demographischen Probleme ist. Seit zwölf Jahren lebt sie in einem Haus der Stiftung Liebenau in Meckenbeuren und ist sich sicher: Es ist auch dem Kontakt zu jungen Menschen und Kindern zu verdanken, dass sie so lange geistig und körperlich jung geblieben ist. Angst vor Krankheiten hat sie nicht. „Ich weiß, dass immer jemand Nettes in der Nähe ist, der für mich da ist.“

Es gibt also Hoffnung für einsame alte Damen wie die Hamburgerin Inge Dormien: Gefördert vom Familienministerium, entstehen derzeit überall im Land Mehrgenerationenhäuser. Ende 2009 wird das 500. bezugsfertig sein. ■

WACHTRAUM: ÖDEL SEI DER MENSCH, HILFREICH UND GUT



Prof. Dr. Hellmuth Karasek ist Journalist und Schriftsteller. Über 20 Jahre lang leitete er das Kulturressort des „Spiegel“, war Mitherausgeber des Berliner „Tagesspiegel“ und ist jetzt Autor von „Welt“ und „Welt am Sonntag“.

In seinem Buch „Süßer Vogel Jugend oder der Abend wirft längere Schatten“ befasst er sich mit Glück und Unglück im Alter. Wie die Kritik schreibt, „führt er mit ironischer Distanz die eigene Gebrechlichkeit vor, mit einer szenischen Wirkungsmacht und vor Absurdität sprühenden Dialogen, die an Lorient erinnern.“

→





Neulich, etwa zehn Tage nachdem ich an einem Wochenende in der Toskana mit Professor Stölzl zusammen im Dom von Siena war, den er mir sachkundig erklärte, neulich also wachte ich auf und dachte - wie heißt Christoph Stölzl?

Das heißt, so dachte ich nicht. Ich dachte: Wie heißt der Mann, von dem ich vergessen hatte, dass er Christoph Stölzl heißt. ... Komisch, dachte ich, noch halbwegs gelöst und noch halbwegs von der Annahme beseligt, ich könnte gleich, nachdem mir der Name von Christoph Stölzl eingefallen wäre, gar in einen traumlosen Schlaf zurückfallen ...

Obwohl ich aus Erfahrung weiß, dass ich in glücklichen Momenten am Morgen, wenn es mir gelingt, wieder in den Schlaf zurückzufallen, damit nicht besser bedient bin als mit dem Wachbleiben, denn wenn ich noch einmal einschlafe, dann versinke ich in so schwere Träume, aus denen ich dann aufwache wie aus einem zähen, nun ja, zähen Tod, der sich an den kommenden Tag hängt, schwerer noch als die Müdigkeit, die aus der Schlaflosigkeit resultiert ...

Trotzdem, als wüsste ich es nicht, begab ich mich im unausgelüfteten Dunkel meiner Hirnkammern auf die Suche nach dem Namen von ...

Erst später sollte ich wissen, dass ich nach Christoph Stölzl suchte. Mein Gott, dachte ich, kürzlich warst du noch mit ihm zusammen. In ... nein, nicht in Florenz, sondern in Siena, ja. Und du weißt noch, dass er dir erklärt hat, mit seinem weichen bayerischen Akzent, mit seinem weich verschmitzten Gesicht und seinem weichen Lächeln, dass selbst sein strengstes Urteil weich korrigieren würde, dass er dir mit seiner eierförmigen, jeden für ihn einnehmenden Glatze erklärt hat, dass Siena aufgrund der Habsburger Sekundogenitur besonders gut regiert und beherrscht wurde, bis Napoleon ...

Das weißt du noch, dachte ich befriedigt und neigte mich bereits beruhigt meinem Halbschlaf zu. Und fuhr gleich wieder auf: Aber dass Stölzl Stölzl heißt, das weißt du nicht.

Nein, so dachte ich nicht. Vielmehr: Wie heißt der Mann, der mir eben die Sekundogenitur der Habsburger in Siena erklärt hat. Das ist doch lächerlich, dachte ich, dass mir der Name nicht einfällt, dabei waren er und ich in Siena doch so vertraut, während er mir, ein freundlicher Cicerone, bei dem Gang durch die überfüllte Stadt - trotz des Regens, es war ein Feiertag - sein von einem leichten Schweißfilm überglänzt Gesicht und seine leicht schweißglänzende Glatze zudrehte. Und mir Siena erklärte, so gut er es konnte. Besser, als ich es gekonnt hätte.

Er erklärte mir die Stadt. Und im halbawachen Zustand des Morgens, als ich mich an seinen Namen zu erinnern suchte, erklärte er mir die Stadt.

So ein Unsinn, dachte ich, war aber dankbar, dass mir meine Erinnerung ein „ö“ anbot. Er heißt mit „ö“, dachte ich. Mit ö! Wie Goethe! Ödel sei der Mönch, dachte ich. Und dann dachte ich, du Dödel! Er erklärt mir Italien. Wie Goethe! Ödel sei der Mönch, hilfreich und gut, dachte ich. Und wollte schon zurücksinken in den Zustand, in den meine Müdigkeit in den Schlaf zurückgefunden hätte. Hätte!

Mein Gott, nein, ich dachte nicht: Mein Gött! Mein Gott, dachte ich. Ich weiß noch nicht einmal, wo der Mann, der wahrscheinlich ein ö im Namen führt, dieses ö führen mag. Vorne, in der Mitte, im Vornamen, im Nachnamen? Nein, ich weiß es nicht. Wie er heißt! Wie gut, dass er jetzt nicht vor mir steht. Ich könnte ihn nicht begrüßen, geschweige denn meiner Frau vorstellen. Aber das ist eine geringere Sorge, da wir noch allein im Bett liegen. Und außerdem kennt meine Frau Herrn ... also den Herrn, dessen Namen ich nicht weiß, schon. Sie kennt sowieso alle Namen. Weil sie jünger ist, dachte ich wütend. Aber sie wusste die Namen schon immer, beruhigte ich mich. Sie war eben schon immer jünger!, dachte ich erregt.

Und auf einmal wusste ich, dass ich meist auch nicht wusste, wie der zweite James-Bond-Darsteller heißt. Nein, nicht der erste, Sean Connery! Der fiel mir immer ein! Immer. Auch dass Sean wie „Schoon“ gesprochen wird. Eben schottisch. Das wusste ich tadellos.

Aber der zweite. Ja, verflucht, wie heißt der? Nie fiel mir das ein. Ums Verrecken nicht. Und das, obwohl ich bei einem Film, in dem dieser Zweite den James Bond spielte, meine Frau kennengelernt habe!

Jetzt fang nicht mit der alten Scheiß-Psychologie an, dass du, obwohl du deine Frau seit über 25 Jahren kennst und mit ihr zusammenlebst, von unwichtigen Unterbrechungen wie dem Schlafen abgesehen, den Namen des zweiten James-Bond-Darstellers verdrängt hast, unbewusst, versteht sich, weil du unbewusst, versteht sich, verdrängen willst, wie du deine Frau kennengelernt hast. Immer weißt du den Namen des ersten James Bond, immer weißt du, dass er Sean Connery, ja sogar „Schoon“ Connery heißt. Aber der zweite? Immer hast du gedacht, dass das blöd ist, dass du ausgerechnet den James Bond verdrängt hast, bei dem du deine Frau zum ersten Mal ...

Aber es hilft nichts. Es hilft dir nichts.

Und dann fällt mir ein, dass der zweite James Bond, der, wie mir richtig einfällt, ein Engländer ist, mir auch nicht einfällt, weil mir immer der Partner von Jack Lemmon in Wilders „Manche mögen's heiß“ nicht einfällt. Und der, der die Monroe als Shell-Erbe liebt und verführt, mir auch als Partner des zweiten James Bond nicht einfällt, mit dem er eine Serie, hieß die nicht „Die Zwei“?, gedreht hat.

Ja, so hieß sie, die Fernsehserie, längst im gnädigen Vergessen versunken, aber das hilft mir nicht weiter.

Mein Gott, steh jetzt bloß nicht auf und sieh nach. Erstens weckst du dann deine Frau. Und zweitens, was noch schlimmer ist, besiegest du deine Niederlage. Hellmuth gegen Alzheimer 0:4. Wie gut, dass ich noch weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß'. Sei nicht albern!

Schon bin ich so gut wie hell-, weil aufgeregt, wach. Jack Lemmon und ... ? Verdamm, der Name fällt mir nicht ein. Aber hat nicht Jack Lemmon noch, nein, das war ja nicht Jack Lemmon, das war dieser, der als Shell-Erbe die Monroe auf der Yacht, die ihm nicht gehört, verführt. Vielmehr sich von ihr verführen lässt ...

Also dieser Partner von Jack Lemmon, dessen Name mir nicht einfällt, der hat doch mit dem James Bond, dessen Name mir nicht einfällt, obwohl ich in dieser Nacht meine Frau kennengelernt ... Nein, nein, nein. Im Moment suche ich nicht den, der mit dem James Bond ... nein, ich suche den andern, der mit Jack Lemmon, also, der mit Lemmon ein so enges Paar gespielt hat wie der, der mit dem James Bond, auf dessen Namen ich nicht komme ...

The Odd Couple! hießen die beiden! Richtig! The Odd Couple! Und der neben Lemmon, der hat neben der Bergman in der „Zeit der Kaktusblüte“ gespielt. Einen Zahnarzt.

Herrgott! Jetzt fällt dir nicht einmal mehr ein, wie der Partner geheißt hat, der mit der Bergman in „Casablanca“. Scheiße, Scheiße, Scheiße, jetzt fällt dir überhaupt kein Name mehr ein. Außer Eco, weil du den nicht leiden kannst. Und jetzt fällt dir ein, dass dir nie, nie, nie der Name des Helden von „High Noon“ einfällt, wenn es drauf ankommt. Der mit Marlene Dietrich in, na, nicht in Casablanca ...

Wie von Furien gepeinigt, springe ich aus dem Bett. Ödel sei der Mensch, hilfreich und gut. Ödön von Horváth. Noch ehe ich beim Filmlexikon bin, vorher habe ich die Tür zum Schlafzimmer vorsichtig zugezogen, fällt es mir auf dem Weg zur Toilette ein. Stözl! Stözl, denke ich befriedigt, ja Stözl. Wirklich mit ö wie Altötting, weil er so bayerisch spricht. Und wie an einer Kette, an der sie mit Stözl zusammenhängen, fallen mir jetzt alle anderen Namen ein.

Tony Curtis. Roger Moore. Humphrey Bogart. Walter Matthau. Vor allem aber ... verdamm, den habe ich jetzt wieder vergessen. „High Noon“ hat der gespielt, mit Grace Kelly? Aber Stözl heißt Christoph. Und trug in Siena eine gestreifte Clubkrawatte. Oder nicht. Und der aus „High Noon“, uff, heißt Gary Cooper.

Ich fühle mich wie nach einem Kampf, den ich mit dem Rücken zur Wand gewonnen habe. Gerade noch! In letzter Minute. ■

Auszug aus: Hellmuth Karasek, „Süßer Vogel Jugend oder der Abend wirft längere Schatten“. © Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2006.

Zeichnungen: Til Mette, Hamburg

Altena aktiviert seine Bürger

EINE STADT FÜR ALLE GENERATIONEN

2020: Ältere Menschen prägen das Stadtbild. Junge Familien ziehen fort. Viele Ältere leben isoliert in ihren Wohnungen. Die wachsende Zahl der Pflegebedürftigen kann nicht mehr adäquat versorgt werden, denn dafür fehlen die Mittel. Kommunale Subventionen werden gestrichen, Sportstätten, Kindergärten und Kultureinrichtungen ersatzlos geschlossen. So könnte es im sauerländischen Altena in Zukunft aussehen. Soll es aber nicht.

Von Kristina Streuff, Bielefeld



„Der Anteil der Älteren steigt immer mehr, Jugendliche haben wir dagegen nur sehr wenige“, sagt Altenas Bürgermeister Dr. Andreas Hollstein.



Altenas Bürgermeister Dr. Andreas Hollstein befürwortet bürgerschaftliches Engagement: „Wenn die Bürger in ihrer Stadt etwas verändern wollen, müssen sie selbst etwas dafür tun! Bürger-schaftliches Engagement hat auch die Arbeit der Verwaltung ver-ändert. Man war es gewohnt, dass Bürger kommen und Fragen stellen. Nun ist es andersherum: Wir haben das Ziel, mit den Bür-gern unsere Stadt zu gestalten, und wollen sie dafür begei- stern.“

Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. „Zwischen 1990 und 2006 haben wir etwa 16 Prozent unserer Bevölkerung verloren, seit 1970 sogar ein Drittel“, berichtet Dr. Andreas Hollstein, Bür-germeister der Kleinstadt Altena im Sauerland. Der Wegweiser der Bertelsmann Stiftung prognostiziert bis 2020 einen weiteren Rückgang von aktuell rund 20.000 auf nur noch 17.000 Einwohner. Auslöser dieser Entwicklung sei ein Strukturwandel gewesen, erklärt Hollstein. „Altena war durch die Konzentration in der Drahtindustrie monostrukturiert. Als etwa ein Drittel der Arbeits-plätze wegfiel, sind die Menschen anderen Arbeitsstellen hinter-her und aus Altena weggezogen.“

Mit den Einwohnerzahlen sanken auch die Steuereinnahmen dra- matisch. Der Rat läutete einen strikten Sparkurs ein: Gegen den Widerstand der Bevölkerung wurden Sportstätten geschlossen, Kin- dergartenplätze gestrichen und Stellen im Rat und der Stadtverwal- tung abgebaut. Mit Strukturanpassung allein sind aber nicht alle Pro- bleme der Kleinstadt zu lösen. Die bleibende Bevölkerung wird immer älter. Das Durchschnittsalter wird von aktuell 43,4 Jahren auf



Stefanie Hensel ist die Koordinatorin der NAIS-Aktivitäten in Altena: „Die meisten Bürger haben schon ‚die Schaufel in der Tasche‘ und wollen sofort loslegen. Ich muss dann manchmal vorsichtig bremsen – wir wollen ja langfristig etwas erreichen, und dafür ist eine gute Planung wichtig.“

47,6 im Jahr 2020 steigen. Die Anzahl der über 80-Jährigen wird von 4,9 – so die Berechnungen der Bertelsmann Stiftung – auf 8,9 Prozent anwachsen, sich also nahezu verdoppeln.

Die Situation der Älteren verbessern

„Der Anteil der Älteren steigt immer mehr, der der Jugendlichen sinkt hingegen stark“, erklärt Dr. Andreas Hollstein. Grund genug für den Bürgermeister, die Lebensbedingungen der älteren Bürger zu ver- bessern. Denn er hat eine Vision: „Wir wollen Altena zu einer Stadt machen, in der sich alle Generationen miteinander und füreinander engagieren.“ Durch die Teilnahme am Projekt „Neues Altern in der Stadt“ (NAIS) nimmt Altena dieses ehrgeizige Ziel mit Unterstützung der Bertelsmann Stiftung in Angriff.

Schritt eins: die Suche nach Mitgliedern für den Initiativkreis. Ihm gehören heute Politiker der Fraktionen des Rates, Experten aus dem



Ein Projekt will Kommunen zukunftsfähig machen

NAIS – Neues Altern in der Stadt



Der vieldiskutierte demographische Wandel ist längst in vollem Gange. Es geht nicht mehr darum, ihn aufzuhalten oder gar zu verhindern, sondern ihn zu gestalten. Mit dem Projekt „NAIS – Neues Altern in der Stadt“ will die Bertelsmann Stiftung die deutschen Städte und Gemeinden darin unterstützen.

NAIS verbindet ehrenamtliche und hauptamtliche Seniorenarbeit.

Sechs Pilotkommunen

NAIS gibt es in Altena, Bruchsal, Eschwege, Glauchau, Hamm und Stuhr. Statt Schreckensszenarien zu entwerfen, suchen diese Städte und Gemeinden nach Chancen und Möglichkeiten für ihre kommunale Seniorenpolitik. In Initiativkreisen der einzelnen Kommunen finden sich Politik, Verwaltung, Verbände, Vereine, örtliche Wirtschaft, Gesundheitsdienstleister, Träger der Altenhilfe sowie Vertreter der Bürger zusammen. Gemeinsam erarbeiten sie dort „maßgeschneiderte“ Handlungsempfehlungen. Die Bestandsaufnahme der lokalen Situation in den Pilotkommunen stützt sich dabei auf ein eigens für NAIS entwickeltes Instrument „Sozialplanung für Senioren“. Mit Hilfe dieses Indikatorenwerkes lassen sich viele kommunale Handlungsfelder, zum Beispiel Bereiche wie Bildung, Gesundheit und Mobilität, datenbasiert abbilden.

Leitbilder und Arbeitsschwerpunkte

Jede der sechs NAIS-Pilotkommunen hat an einem altenpolitischen Leitbild gearbeitet. Experten-Workshops und Szenario-Veranstaltungen integrierten das Engagement und die Kenntnisse der Bürger in Projektideen. Die daraus entstandenen Empfehlungen und Vorschläge führten in den einzelnen Pilotkommunen zu unterschiedlichen Arbeitsschwerpunkten. Altena entschied sich für die generelle Förderung des bürgerschaftlichen Engagements; Bruchsal legt den Schwerpunkt auf Gesundheitsförderung und

Prävention für ältere Menschen; in Eschwege steht die Seniorenwirtschaft im Mittelpunkt. In Glauchau liegt der Akzent auf generationsübergreifenden Konzepten, Hamm konzentriert sich auf komplementäre und soziale Dienste, und in Stuhr schließlich geht es in erster Linie um bedarfsgerechtes Wohnen.

Ehren- und hauptamtliche Arbeit

Ein NAIS-Charakteristikum liegt in der Verzahnung von ehren- und hauptamtlicher Seniorenarbeit. Mit dem Beginn des Projektes wurde in jeder Pilotkommune ein sogenanntes „Tandem“ installiert. In diesen örtlichen Projektteams arbeiten hauptamtliche Mitarbeiter der Stadtverwaltung mit einer halben Planstelle zusammen mit ehrenamtlich engagierten Bürgern. Diese Konstruktion sichert dem Projekt die Verwurzelung in der Bürgerschaft und sorgt für lokale Akzeptanz.

Das Projekt NAIS wird über den gesamten Projektverlauf kontinuierlich durch ein externes Forschungsinstitut evaluiert. Prozesse und Methodik werden so einer ständigen Überprüfung unterzogen, und die Erreichung der vereinbarten Ziele wird gemessen. ■



Kontakt:

Birgit Ottensmeier

05241/81 81 205

birgit.ottensmeier@bertelsmann.de

Bereich Seniorenarbeit, aber auch Unternehmer, Pfarrer und Bürger an, die einen persönlichen Zugang zum Thema haben. „In einer so kleinen Stadt wie Altena kennen wir viele Leute aus ehrenamtlichen Vereinen, Verbänden und der Wirtschaft. Die haben wir persönlich angesprochen“, erläutert Stefanie Hensel, Koordinatorin der NAIS-Aktivitäten in der Stadtverwaltung. Während einer ersten Informationsveranstaltung für interessierte Bürger stellte sie im Mai 2006 das Projekt NAIS vor – mit großer Resonanz. „Wir haben die Bürger aufgerufen, sich zu beteiligen. Am Ende gab es so viele Bewerbungen, dass wir sogar einige zurückstellen mussten“, berichtet die Koordinatorin.

Bürgerschaftliches Engagement stärken

Um ein Leitbild für die Stadt entwickeln zu können, stellte die Bertelsmann Stiftung dem Initiativkreis einen Experten zur Seite. Thomas Retzmann, Professor an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, leitete die Mitglieder in verschiedenen Workshops durch den sogenannten „Szenarienprozess“. „In Kleingruppen entwickelten wir unterschiedliche Vorstellungen davon, wie die Lebenssituation der alten Menschen in Altena in Zukunft aussehen kann“, erläutert Stefanie Hensel. „Es war manchmal erschreckend, wie deutlich solche Utopien waren.“

Untermuert wurden die Ergebnisse mit den Daten einer Befragung aller Altenaer Bürger ab 60 Jahren über ihre Lebens- und Wohnbedingungen. „Die hohe Rücklaufquote von 46 Prozent hat uns gezeigt, dass das Thema den Bürgern am Herzen liegt“, erklärt die NAIS-Koordinatorin. Am Ende hatte der Initiativkreis zwei negative und zwei positive Szenarien für Altena entwickelt. „Daraus wurde sehr deutlich, wo wir

hinwollen – aber auch, was wir in keinem Fall wollen“, ist sich Stefanie Hensel sicher. Aus dem Leitbild entwickelten die Mitglieder des Initiativkreises einen ersten Maßnahmenplan. Ganz oben auf der Liste stand die Aktivierung des bürgerschaftlichen Engagements. „Schon seit Jahren engagieren sich viele Bürger in Altena“, freut sich Bürgermeister Dr. Andreas Hollstein. „Sie fahren ehrenamtlich Bus, unterstützen die Stadtbücherei oder pflastern die Straßen.“ Ein Potenzial, das besser genutzt werden muss, befand der Initiativkreis.

Vier Aktionsgruppen

Eine zweite Befragung vom April 2007 verriet, dass damit der richtige Weg für Altena eingeschlagen ist. „Dieses Mal haben wir alle Bürger ab 14 Jahren einbezogen“, berichtet Stefanie Hensel. Wenn sich ein Befragter für ein Ehrenamt interessierte, konnte er dabei seine Adresse angeben. „So haben wir über 360 Kontakte gesammelt, die ich regelmäßig über unsere Aktionen informiere.“

Auf einem „Markt der Möglichkeiten“ im Juni 2007 präsentierten nicht nur verschiedene Vereine und Initiativen ihre ehrenamtliche Arbeit. Engagierte Bürger gründeten die vier NAIS-Aktionsgruppen: „Für Altena“, „Für Alle“, „Für Ältere“ und „Für Jüngere“. Rund 100 Teilnehmer haben die vier Gruppen bis heute gewonnen und sich viel vorgenommen.

Wer sich für Altena einsetzt, krepelt die Ärmel hoch. „Altena blüht auf“ heißt eine Aktion, mit der eine der Gruppen Grünflächen der Stadt verschönern will. Den Jüngeren soll unter anderem durch „Leih-Omas“ für Zuhause oder durch Hilfestellungen für Eltern geholfen werden. „Für Ältere“ sorgen wiederum die Jüngeren: Gemeinsam mit Schülern

„Altena blüht auf“ heißt eine Aktion, mit der eine der NAIS-Aktionsgruppen die Grünflächen der Stadt verschönern will.





Die Lebens- und Wohnbedingungen in ihrer Stadt liegen den Altenaer Senioren am Herzen. Viele Bürger ab 60 Jahren engagieren sich ehrenamtlich.

organisierte eine Bürgerin Mal-Aktionen im örtlichen Seniorenheim. Generell gilt in dieser Gruppe: Jung hilft Alt. „Es ist schön zu sehen, dass in den Aktionsgruppen unsere Idee von der Stadt der Generationen bereits Wirklichkeit wird“, meint Bürgermeister Hollstein.

Das NAIS-Tandem

Schnittstelle aller Aktionen ist das lokale NAIS-Tandem. Voraussetzung für die Teilnahme am Projekt war - neben dem Bereitstellen einer halben Personalstelle - auch ein ehrenamtlicher Mitarbeiter. Koordinatorin Stefanie Hensel wird in Altena von Hildegard Brass unterstützt. „Ich war eigentlich schon auf dem Weg in den Ruhestand“, erinnert sich die Seniorin. „Dann erzählte mir mein Chef von NAIS, und ich war sofort begeistert.“ Den Entschluss mitzumachen hat sie bis heute nicht bereut: „Mit der Arbeit an NAIS verbessere ich ja auch mein eigenes Umfeld.“ Für Stefanie Hensel ist sie eine wichtige Unterstützung. Vor Veranstaltungen stimmen sie Methodik und Ablauf ab oder suchen nach Ansprechpartnern für die Aktionsgruppen. In Feedback-Gesprächen resümieren sie ihre gemeinsame Arbeit. „Der Austausch mit allen Beteiligten und Engagierten ist uns sehr wichtig“, sagt Stefanie Hensel. Auch für die Presse ist die Koordinatorin zuständig. „Ich informiere die beiden Lokalzeitungen per Presseinformationen oder Einladungen zu Pressegesprächen. Bei Bürgerveranstaltungen wird außerdem ein Radiosender mit einbezogen“, erklärt sie. Durch die mediale Berichterstattung werden die Bürger auf die Projektarbeit aufmerksam gemacht und für das Thema demografischer Wandel sensibilisiert. „Die Gruppen freuen sich

zudem über die Anerkennung, wenn über ihre Arbeit berichtet wird“, weiß Hildegard Brass.

Auf gutem Weg

Am 1. Januar 2008 endet die Betreuung durch die Bertelsmann Stiftung. Doch NAIS geht in Altena weiter. „NAIS ist zu einem Synonym für alle Projekte geworden, die in Verbindung mit Älteren stehen“, sagt Dr. Andreas Hollstein. „Das kombinieren wir in Zukunft noch mit mehr Ideen für die Jungen - und nähern uns mit großen Schritten der Stadt für alle Generationen.“ Am Ziel sei man noch längst nicht, aber auf gutem Weg. Heute schon erhalten Eltern von Neugeborenen in Altena eine Tasche mit wichtigen Ansprechpartnern, Geschenken und Informationen. Bedruckt sind diese Taschen mit Fotos - Fotos von alten und jungen Menschen, die miteinander etwas bewirken. Denn es gibt nicht nur Alte in der Stadt. So soll es sein. ■

In Altena erhalten die Eltern von Neugeborenen eine Tasche mit wichtigen Informationen.



Gewinnmaximierung ist gut – aber Menschen haben viel größere Visionen

Sozialen Unternehmen gehört die Zukunft

Nobelpreisträger Muhammad Yunus im Gespräch mit Helga Hackenberg, Evangelische Fachhochschule Berlin

Nobelpreisträger Prof. Dr. Muhammad Yunus hat mit der Grameen Bank die Finanzwelt auf den Kopf gestellt. „Je weniger einer hat, desto interessierter sind wir an ihm!“, sagt er. Die Ärmsten der Armen erhalten Kleinkredite für den Weg in die berufliche Selbstständigkeit – Menschen, die bei normalen Banken keine Chance hätten, weil ihnen jede materielle Sicherheit fehlt. 97 Prozent dieser Kreditnehmer sind Frauen.

Prof. Dr. Helga Hackenberg fragte ihn anlässlich seines Besuches bei der Bertelsmann Stiftung am 5. Juni 2007 nach seinen Visionen und nach dem Beitrag, den Stiftungen leisten können.



Über 7 Millionen Kredite hat die Grameen Bank mittlerweile vergeben, und sie ist weltweit die Nummer eins bei der Rückzahlungsquote. Woher kam Ihre Überzeugung, dass jeder Mensch zum Unternehmer geboren ist?

Von Kritikern höre ich immer wieder, dass nicht jeder Arme ein Unternehmer sein kann. Wir haben begonnen, Kredite an Bettler zu vergeben. Und kamen auf den Gedanken, dass die Bettler, wenn sie von Haus zu Haus gehen, um zu betteln, doch auch von Haus zu Haus etwas anbieten können: ein Produkt. Vor drei Jahren haben wir damit angefangen, heute nehmen 100.000 Bettler an diesem Programm teil – mit einem Kredit von jeweils 10 bis 15 Dollar. Das ist unglaublich! Von den 100.000 sind 10.000 keine Bettler mehr, sondern Verkäufer. Und auch die anderen 90.000 ändern ihr Verhalten: Sie sind zu „Teilzeit-Bettlern“ geworden. Sobald man den Menschen die Möglichkeit gibt, sich zu entwickeln, tun sie das auch.

Wir lassen uns noch immer vom traditionellen Denken abhalten, wirklich innovativ zu sein. Bangladesh wurde von Transparency International über viele Jahre auf Platz eins der Korruption gesetzt – aber wenn man ‚unten‘ rüttelt, passiert dadurch etwas.

Wie schätzen Sie den Export Ihrer Ideen in andere Länder ein?

Ich versuche, Menschen in allen Ländern dazu zu ermutigen. Unser 1997 gestecktes Ziel, 100 Millionen Menschen einzubeziehen, haben wir 2006 bereits erreicht. Mit einem weltweiten

Förderprogramm für Kleinkredite, das deutlich weniger kosten würde als die heutige staatliche Entwicklungshilfe, könnte ein enormes Wirtschaftswunder auf der ganzen Welt ausgelöst werden – das Ende der Armut bis zum Jahr 2030 weltweit. Die Grameen Bank hat vor allem gezeigt, dass das Ende der Armut nicht durch ein Sozialhilfeprojekt, sondern durch unternehmerisches Handeln erreicht werden kann.

Die Empirie lautet also: Jeder Mensch ist ein Unternehmer. Die Vision dazu: Jedes Unternehmen kann sozial wirtschaften?

Heutzutage ist die Gewinnmaximierung das Ziel der Wirtschaft. Menschen haben aber viel größere Visionen. Der Mensch ist mehr als nur Geldverdiener. Ich sage, man kann so wirtschaften, dass es für die Menschen gut ist – man kann sozial wirtschaften, wie das Beispiel Danone zeigt: Als ich mich im Oktober 2005 mit Franck Riboud, dem CEO, traf, wollte er mehr über die Idee der Grameen Bank erfahren, was die Menschen an dieser Bank interessiert, warum sie über sie sprechen. Nachdem er mir auch von Danone erzählt hatte, fragte ich „Warum schaffen wir nicht ein Geschäft, das wir Grameen Danone nennen? Dieses Unternehmen sollte ein soziales Unternehmen sein. Alles, was investiert wird, kann auch das Unternehmen wieder verlassen – aber ohne Dividende!“ Riboud stand auf, gab mir die Hand und sagte „Okay, das machen wir.“ Riboud stimmte sogar dem Vorschlag zu, außer dem „Return of Invest“ auf alle weitergehenden künftigen Gewinne zu verzichten: So wird Grameen-Danone also irgendwann, genauso wie die Grameen Bank, Eigentum der Ärmsten werden. Mittlerweile haben wir schon ein weiteres soziales Unternehmen gegründet, eine Kette von IKEA-Krankenhäusern, die den grauen Star behandeln.

Wie könnten aus diesen Einzelbeispielen viele werden?

Ich möchte auf der Grundlage von überprüfbaren Fakten und Erfahrungen weltweit auch andere Unternehmer dafür gewin-



„Stiftungen könne eine wichtige Arbeit leisten, indem sie mit Unternehmen und Sozialunternehmen zusammenarbeiten,“ sagte Prof. Dr. Muhammad Yunus in der Bertelsmann Stiftung.

nen, innovative „Sozialunternehmer“ zu werden und ihre unternehmerische Motivation eher aus dem Beitrag zur Lösung der Menschheitsprobleme zu ziehen als nur aus der Gewinnmaximierung. Und ich bin sicher, dass solche Unternehmen auch wirtschaftlich erfolgreich sein werden, da sie die beste Motivation ihrer Mitarbeiter freisetzen können.

Als erstes wäre eine Website hilfreich, um anderen Menschen auf der ganzen Welt einen Anstoß zu geben, selbst kreativ zu sein. Es sollten die vorgestellt werden, die heute schon ein soziales Unternehmen führen. Und wir sollten herausfinden, wie wir diese unterstützen können. Mein Vorschlag: einen Preis für soziale Unternehmen ausloben. Wir brauchen dabei nicht alles selbst neu zu entwickeln. Wir sollten vor allem die jungen Menschen ansprechen – viele haben tolle Ideen.

Aber dazu brauchen wir ein anderes Verständnis von Bildung und Ausbildung, oder?

Ja. Um diese Idee in die Tat umzusetzen, müssen wir jungen Menschen erklären, wie soziale Unternehmen geleitet werden. Heute lernen junge Menschen mit dem MBA, wie Unternehmen gewinnmaximierend arbeiten. Genau so könnte man auch vermitteln, wie ein soziales Unternehmen zu leiten ist, wie man Unterernährung bekämpft, welche effizienten und preiswerten Gesundheitsmaßnahmen zu ergreifen sind usw. Man muss also akademisch anders denken, andere Inhalte vermitteln. Und wir brauchen eine andere Art von Börse, eine Sozialbörse.

Wie funktioniert so ein System?

Das ‚Wall Street Journal‘ untersucht die gewinnmaximierenden Unternehmen; also brauchen wir zusätzlich ein ‚Social Street Journal‘, das aufzeigt, welche Unternehmen im Sozialen besonders erfolgreich sind – eine Art Parallelsystem. Die Sozialbörse listet soziale Unternehmen. Zum Beispiel wird danach gefragt, ob die Firma dazu beiträgt, Kinder von der Straße zu holen. Dies ist kein Phantasiegebilde, sondern etwas, was viele von uns bereits tun, nur bisher nicht mit dem Gedanken des Wirtschaftens verbunden haben. Wirklich wichtig sind Kontrollen, die die Spreu vom Weizen trennen und sicherstellen, dass es wirklich soziale Unternehmen sind. Unsere Aufgabe ist es, Investoren und soziale Unternehmen zusammenzuführen.

Können Stiftungen dabei eine Rolle spielen?

Stiftungen können eine wichtige Arbeit leisten, indem sie mit Unternehmen und Sozialunternehmen zusammenarbeiten. Sie können alle wichtigen Personen an einen Tisch bringen, Studien durchführen, die Unternehmen listen. Beim Prozess der Institutionalisierung müssen die Mitarbeiter der Unternehmen dann qualifiziert werden.

Ich bin überzeugt: So lassen sich die Probleme der Welt lösen. Ich sehe keinen Grund dafür, dass irgendjemand arm bleiben muss. Menschen nur Geld zu geben, ist nicht die Lösung. ■

**Lettische Sopranistin
Marina Rebeka ist die
NEUE STIMME 2007**

Weltstimmen für die Opernbühne



Sie muss wahrhaftig sein, den Weg zur Seele finden, eine Geschichte erzählen, berühren – die NEUE STIMME. Im roten Kleid steht Marina Rebeka auf der Bühne, wirft dem Dirigenten Hendrik Vestmann noch einen Blick zu, ihre Final-Arie beginnt.

Mitten ins Herz

Was folgt, trifft Jury und Publikum mitten ins Herz. In der Rolle der Violetta aus Verdis „La Traviata“ rührt die Lettin einige Zuhörer zu Tränen, so deutlich wird Violettas Zerrissenheit zwischen ihrer Liebe zu Alfredo und dem Wunsch nach Freiheit. Der Dirigent schließt die Sopranistin anschließend in die Arme, das Publikum bedenkt sie mit Applaus, und die Jury weiß vielleicht schon in diesem Augenblick, dass sie gerade die NEUE STIMME 2007 gehört hat.

Nun ziehen sich die Juroren zur Beratung zurück; nach einer halben Stunde betreten sie gemeinsam die Bühne. Der Jury-Vorsitzende Francisco Araíza nennt die Platzierungen in umgekehrter Reihenfolge. Und dann der große Moment: Sechs Plätze sind

bereits verkündet, die aufgerufenen Sänger stehen mit Liz Mohn und der Jury auf der Bühne. Hinter der Bühne schauen sich zwei in die Augen, Marina Rebeka und Fernando Javier Radó aus Argentinien. Beide wissen, einer von ihnen wird gleich die NEUE STIMME 2007 sein.

Letztendlich gibt Marina Rebekas größere Erfahrung den Ausschlag. „Der Bass ist ein gigantisches Talent, aber seine Stimme braucht noch Zeit, um sich zu entwickeln“, sagt Jurymitglied und Musikkritiker Jürgen Kesting zur Entscheidung. Marina Rebeka hingegen ist schon als Violetta am Theater Erfurt engagiert und betritt fassungslos die Bühne: „Ich kann es kaum glauben – und vielen Dank. Sie sind alle so herzlich.“ Die Lettin erhält für ihren ersten Platz ein Preisgeld von 15.000 Euro. →



Freunde bei den drei Erstplatzierten und den NEUE-STIMMEN-Mentoren. Von links: Juryvorsitzender Francisco Araiza, Siegerin Marina Rebeka, Wettbewerbs-Präsidentin Liz Mohn, Fernando Javier Radó (2. Platz) und Diego Torre (3. Platz).

Niveau hoch wie nie zuvor

Die Fassungslosigkeit von Marina Rebeka überrascht nicht. Das Niveau beim Internationalen Gesangswettbewerb NEUE STIMMEN war in diesem Jahr so hoch wie nie zuvor, die Konkurrenz stark. „Es gibt gute und schlechte Sommer“, sagt Jürgen Kesting. „Mal sind die Äpfel sauer, mal fruchtig.“ Und genauso gebe es gute und schlechte Wettbewerbsjahre. „Und dieses Mal haben wir eine immense Dichte von exzellenten Stimmen.“

Liz Mohn, Präsidentin der NEUEN STIMMEN, macht in ihrer Ansprache deutlich, wie schwierig und eng die Entscheidungen in dieser Woche waren: „0,05 Punkte haben letztendlich darüber entschieden, wer ins Semifinale einzieht oder nicht.“ 16 anstelle von 12 Sängern wählte die Jury aus, und die Australierin Emma Pearson scheiterte mit dem besagten Rückstand als siebzehnte. „Aber dieses Talent konnten wir doch nicht leer ausgehen lassen“, sagt Liz Mohn und bedenkt die junge Sopranistin mit einem Jubiläumspreis im Wert von 2.000 Euro.

Publikumsliebling aus Australien

Zwei bis drei Weltstimmen seien im Finale, hatte Araiza vor dem Konzert gesagt, und er hat nicht zuviel versprochen. Der Bass aus Argentinien, der es auf den zweiten Platz schafft, ist erst 21 Jahre alt. Mit schlaksigem Gang kommt der große, hagere Sänger auf die Bühne, schüttelt dem Dirigenten die Hand, lächelt verschmitzt, streicht seine Anzugjacke glatt, schaut ins Publikum. Und schon die ersten Töne verursachen Gänsehaut. Er überzeugt mit den Arien „Vi ravviso, o lughì ameni“ aus Bellinis „La Sonnambula“ und „Ella giammi m’amò“ aus Verdis „Don Carlo“ und erhält ein Preisgeld von 10.000 Euro.

Ein Raunen geht durch den Saal, als der später drittplatzierte Diego Torre (8.000 Euro) auf die Bühne tritt, angsteinflößend sein

Blick. Er singt „Ch’ella mi creda“ aus Puccinis „La Fanciulla del West“. Kalifornien zur Zeit des Goldfiebers, und Johnson, dem der mexikanische Tenor Torre seine Stimme leiht, singt schon mit dem Strick um den Hals „Lasset sie glauben, dass ich in die Ferne zog“.

Gleich drei Kontinente sind mit den Plätzen vier, fünf und sechs vertreten. Die Australierin Anita Watson ist am Finalabend die Favoritin des Publikums. Als Pamina in Mozarts Zauberflöte verzaubert sie, als Charpentiers „Louise“ lässt sie die Zeit für Minuten stillstehen, so ergreifend und herzbewegend ist ihre Arie „Depuis le jour“. Nach dem letzten Ton schaut sie ins Publikum, das wenige Sekunden braucht, um in die Wirklichkeit zurückzukehren, die Sängerin dann aber minutenlang lautstark feiert.

Die junge Sopranistin scheint auch die heimliche Favoritin von Dirigent Hendrik Vestmann zu sein. Beide Hände streckt er ihr entgegen, drückt ihr rechts und links Küsse auf die Wangen und mag sie nicht mehr loslassen. Der junge Este selbst kann sich noch gut an seine eigene Zeit der Wettbewerbe erinnern. Erst 2006 wurde er mit dem Sonderpreis des Deutschen Dirigentenwettbewerbs ausgezeichnet und vertritt bei den NEUEN STIMMEN den erkrankten Dirigenten der Duisburger Philharmoniker, Jonathan Darlington. Und tut dies auf eine sehr beeindruckende, einfühlsame Art und Weise.

Sorgen um den deutschen Opernnachwuchs

Doch nicht das Publikum, sondern die Jury vergibt die Preise, und so erhält Anita Watson den mit 4.000 Euro dotierten Förderpreis der Stadt Yokosuka (4. Platz). Ebenfalls 4.000 Euro gehen an die fünftplatzierte Yali Wang aus China und an Christiane Karg. Die einzige deutsche Sängerin schafft es auf den sechsten Platz.

Acht Jahre ist es her, dass mit Tina Schlenker eine Deutsche im Finale der NEUEN STIMMEN stand. Die Jury nennt dafür verschie-

Weltweite Talentsuche

Mehr als 1.100 Nachwuchssänger aus 66 Nationen hatten sich für den 12. Internationalen Gesangswettbewerb NEUE STIMMEN beworben. Weltweite Vorauswahlen gab es in 23 Städten, unter anderem in Berlin, Buenos Aires, London, Mexico City, Moskau, New York, Peking, Sankt Petersburg, Santiago de Chile und Sydney.



Die australische Sopranistin Emma Pearson erhielt den Jubiläumspreis „20 Jahre NEUE STIMMEN“. Die anderen acht Preisträger finden Sie auf der Hefrückseite.

dene Gründe. Francisco Araíza, kommissarischer Leiter der Jury, sagt, deutsche Sänger scheuten den Wettbewerb mit der internationalen Elite. „Vielen deutschen Talenten fehlt es an der Identifikation mit dem Beruf“, so Gustav Kuhn, künstlerischer Leiter der NEUEN STIMMEN. Kammersänger und Jurymitglied Siegfried Jerusalem macht deutlich: Den Deutschen mangelt es an Selbstbewusstsein. „Sie kämpfen schon viel zu lange mit ihrer Elitescheu. Ein Sänger muss auf sein eigenes Können stolz sein dürfen.“ Jurymitglied Edith Wiens ergänzt: „Man muss wissen, was man kann, um zu verkraften, was man nicht kann.“ Wer bereit ist, den langen Weg eines Opernsängers zu gehen, müsse dafür hart arbeiten – „denn ein richtiger Ton darf kein Zufall sein.“

Das Rezept zum Erfolg

Christiane Karg ist diesen langen Weg gegangen. Direkt nach dem Abitur bestand sie die Aufnahmeprüfung am Mozarteum Salzburg. Schon das war kein Zufall: „Als kleines Kind wollte ich in den Chor meiner Heimatstadt, aber der Leiter hat mich wieder nach Hause geschickt.“ Denn Karg konnte zu dem Zeitpunkt noch nicht mal lesen. Diese Hürde hat sie gemeistert und nennt ihr Erfolgsrezept: „Ich war immer mit Spaß dabei, habe nie vor einer Chorstunde überlegt, ob ich nun hingehere oder nicht; habe zu keiner Minute meine Entscheidung hinterfragt.“ Seit 2007 ist sie Mitglied des Internationalen Opernstudios der Staatsoper Hamburg und steht unter anderem als Papagena in Mozarts „Zauberflöte“ auf der Bühne.

Beim Publikum in Gütersloh hat die junge Sopranistin mit ihrer zweiten Arie für tosenden Applaus gesorgt. Herzbewegend, technisch nahezu perfekt und phänomenal sei sie als Cleopatra in Händels „Julius Cäsar“ gewesen, so Kuhn. Sie sei zwar ‚nur‘ Sechste geworden, sagt Bernd Loebe, Jurymitglied und Intendant der Oper Frankfurt, aber es seien ja nicht immer die Sieger, die die größte Karriere machten: „Ein Intendant, der ein Engagement ver-

geben möchte, hat immer die Rollen im Hinterkopf, die er besetzen muss. Und dann ist entscheidend, wer beispielweise drei dieser Rollen singen kann.“

Sprungbrett zur Weltkarriere

Und gerade hintere Ränge haben bei den NEUEN STIMMEN schon große Chancen bekommen. Das haben die vergangenen zwei Jahrzehnte gezeigt. Liz Mohn betont in ihrer Begrüßung beim Finale: „Viele unserer einstigen Nachwuchstalente zählen heute zu den international anerkannten Namen in der Opernwelt.“ Anschließend bittet sie direkt einige „Ehemalige“ auf die Bühne. Roman Trekel (Finalist, 1987), Tigran Martirosian (2. Platz, 1997), Burak Bilgili (1. Platz, 2001), Michael Kupfer (Förderpreis, 1993), Martin Snell (Finalist, 1995) und Tina Schlenker (1. Platz, 1999) sind zu „20 Jahre NEUE STIMMEN“ gekommen, erinnern sich an die Kontakte, die sie damals geknüpft haben.

Auch die Kosovo-Albanerin Krenare Gashi und der Koreaner Sung-Kon Kim haben es nicht auf die ersten Plätze geschafft. Doch die Jurymitglieder Bernd Loebe und Brian Dickie ebnet schon an diesem Abend den Weg für sie. Acht anstelle von sechs Sängern sind ins Finale gekommen, und die beiden Jurymitglieder stiften kurzerhand zwei Preise: Engagements an ihren Opernhäusern. Die Siebtplatzierte, Krenare Gashi, wird an der Oper Frankfurt und am Chicago Opera Theater singen, der Achteplatzierte, Sung-Kon Kim, ebenfalls in Frankfurt.

„Wir suchen etwas Authentisches, keine perfekt ausgebildete Stimme“, hatte Jury-Mitglied Bernd Loebe zu Beginn der Wettbewerbswoche gesagt. Fast eine Woche waren sie auf der Suche, haben 46 Sänger gehört. Und sie sind fündig geworden – nicht nur einmal. ■



Kontakt:

Ines Koring
05241/81 81 372
ines.koring@bertelsmann.de

Auf der Pirsch mit Heike Drechsler

Eine Schule sucht ihre fitteste Klasse

Immer mehr Kinder und Jugendliche leiden schon früh unter gesundheitlichen Problemen. Das wirkt sich auch auf die Schule aus – denn nur gesunde Kinder und Lehrer können erfolgreich lernen und arbeiten. Anschub.de will erreichen, dass Gesundheitsförderung in den Schulalltag integriert wird. Am Jack-Steinberger-Gymnasium in Bad Kissingen setzen Eltern, Lehrer und Schüler gemeinsam ihre Ideen dazu um. Und sie holten sich prominente Unterstützung.

Von Marcus Müller, Berlin



„Die ist echt cool“

Dieser Morgen Anfang Oktober 2007 ist eindeutig ein Heimspiel für die Leichtathletin Heike Drechsler. Während im Kurpark noch nicht entschieden ist, ob sich die Sonne gegen den kalten Frühnebel durchsetzen wird, hat Drechsler bereits gewonnen: Kaum wird ihr Name in der ehrwürdigen Wandelhalle von Bad Kissingen erwähnt, klatschen und jubeln die gut 800 Schüler des Jack-Steinberger-Gymnasiums lang und laut.

Die zu einigen kurzen Reden angetretenen Lehrer und Politiker haben trotz des Mikrofons einige Mühe, sich gegen diese Geräuschkulisse durchzusetzen. Kein Wunder: Denn dort, wo sonst Kurgäste – gemächlich schreitend – am Wasser aus den Heilquellen der Stadt nippen, sitzen nun 800 aufgeregte Jugendliche in bunten Sportanzügen. Müde ist hier niemand – und alle wollen nur die mehrmalige Olympiasiegerin, Welt- und Europameisterin im Weitsprung hören und sehen. Deren prominente Unterstützung hat der Anshub.de-Partner BARMER Ersatzkasse der Schule ermöglicht.

„Die ist echt cool“, sagen einige Fünftklässlerinnen, als Drechsler auf die Bühne steigt, und recken die Köpfe nach der zierlich wirkenden Sportlerin. Die macht keine langen Worte, sondern kommt sofort zur Sache: „Heute möchte ich euch ein bisschen bewegen, und dann gehen wir gemeinsam auf die Pirsch.“

Die „Pirsch“, das ist – nach ein paar Aufwärmübungen im Park – ein gut 700 Meter langer Rundlauf durch die Innenstadt von Bad Kissingen. Den sollen die Schüler in einer halben Stunde so oft meistern, wie es ihre Kondition erlaubt. Möglichst viele Runden – das ist die erste Disziplin für die Suche nach der „fittesten Klasse“ der Schule. Die will die Schülermitverantwortung (SMV) ein Jahr

lang in unterschiedlichen Wettbewerben ermitteln. Es soll ein Mehrkampf werden, bei dem nicht nur Ausdauer und Kraft gefordert sind, sondern auch Kreativität, Wissen und soziales Engagement bewertet werden.

Idee der Schüler

Das Langzeitprojekt ist ein Teil der Aktivitäten, die die Schule innerhalb der Anshub.de-Initiative entwickelt hat. Die „Bewegte Vertretungsstunde“ gibt es schon; zusätzlich bereitet einmal im Monat eine Klasse für den Rest der Schule das „Gesunde Pausenbrot“ zu. Außerdem sorgte das Projekt für die Fortbildung von Lehrern und Eltern. Als eine von 35 Anshub.de-Schulen in Bayern ist das Jack-Steinberger-Gymnasium in der „Allianz für nachhaltige Schulgesundheit und Bildung in Deutschland“ besonders aktiv.

Die Idee zur „fittesten Klasse“ ist in Anshub.de-Schülerworkshops entstanden, wie Schülersprecher Nico Lahovnik erzählt. Dabei gehe es diesmal ganz bewusst um die Leistung der gesamten Klasse, sagt Lahovnik: „Bei der guten gesunden Schule denkt man immer an Vitamine, Körner-Essen und Sport, aber uns ist auch die soziale Gesundheit wichtig.“

So zählt dann beim morgendlichen Lauf in der langsam erwachenden Innenstadt jede Runde eines Schülers für die Klassenkameraden gleich mit. Symbolisch trägt jede Etappe damit die Themen Gesundheit und Sport auch aus der Schule in den Alltag der Menschen. „Ja, was ist denn da los?“, fragt eine Frau ihre Kollegen vor einem Reisebüro, als die ersten laufenden Schüler auftauchen. Kurz hinter der Start- und Ziellinie nickt eine kleine, gebeugte Nonne den Schülern lächelnd zu; Handwerker lassen für einen Moment ihr Werkzeug sinken. Kellner Falko Pohlmann steht in



Ein Rundlauf durch die Innenstadt ist die erste Disziplin auf der Suche nach der „fittesten Klasse.“



Olympiasiegerin Heike Drechsler unterstützt die Initiativen von Anschub.de.

>>> www.anschub.de

Bundesweites Programm für Gesundheitsförderung

„Anschub.de – Programm für die gute gesunde Schule“, unterstützt Schulen dabei, Gesundheitsförderung in ihren Alltag zu integrieren. Damit will das Projekt die Schul- und Bildungsqualität nachhaltig fördern. Es richtet sich an Schüler und Lehrer wie auch an Eltern und will diese zu aktiver Mitwirkung anregen. Anschub.de organisiert Fortbildungen für Lehrkräfte und Informationsveranstaltungen für Eltern. Zu Themen wie zur Prävention von Übergewicht bei Kindern und Jugendlichen, zur Ernährung in Schulen oder zur „Tabakentwöhnung für Lehrkräfte“ werden mit kompetenten Partnern Informationsmaterialien entwickelt.

Rund 50 Partner arbeiten im Programm Anschub.de erfolgreich zusammen, darunter Ministerien, Krankenkassen, Gewerkschaften und Verbände. An sieben Standorten beteiligen sich zurzeit 120 Schulen in den Bundesländern Bayern, Berlin, Mecklenburg-Vorpommern und Nordrhein-Westfalen.

dunkler Weste, weißem Hemd und Fliege vor dem Café Rakoczy und sieht fast staatsmännisch aus. „Für dieses Spektakel bin ich extra früher gekommen. Finde ich gut, und keiner von denen raucht“, sagt er.

Einigen älteren Schülern ist die Anerkennung der Geschäftsleute zwar sichtlich egal, sie lassen die Runden betont langsam angehen. Doch etliche traben nach einem aufmunternden Schulterklopfen und Lauf-Tipps von Heike Drechsler, die das Feld ein paar Mal von hinten aufrollt, auch wieder los. Am Ende summieren sich die von allen Schülern pro Runde auf dem Unterarm gesammelten Stempel auf 4724.

Spaß und Erfolgserlebnisse

Der 12-jährige Johannes zeigt im Ziel stolz acht Abdrücke. „Das hat Spaß gemacht, da hat man dann gleich mehr Lust, zur Schule zu gehen“, sagt der Siebtklässler. Er bestätigt damit auch die „Theorie der Nadelstiche“ des Anschub.de-Ansprechpartners in der Schule, Thilo Herberholz. „Viele kleine Aktivitäten führen zu Begeisterung, Spaß und Erfolgserlebnissen“, sagt er im Trainingsanzug auf dem Sportplatz des Gymnasiums. Den Vormittag über haben die Schüler Luftballons aufgeblasen, Punkte im Basketball-Zielwurf gesammelt und sind mit dem Seil gehüpft. Sie sind mit viel Spaß bei der Sache – vielleicht, weil sie einen unterrichtsfreien Tag haben. Sicher aber auch, weil ein prominentes Vorbild sie zum Mitmachen animiert.

Nach einem Gespräch mit dem Sportkurs der 12. Klasse geht Heike Drechsler mit den Schülern auf den Sportplatz und gibt ihnen Tipps für den Weitsprung. „Ich staune“, sagt sie dabei immer wieder über die guten Leistungen der Schüler und gibt ein paar Extra-Hinweise zum Anlauf oder zum Absprung. Die Schüler freuen sich: „Das ist etwas ganz Besonderes und einmalig, dass sie uns das erklärt“, findet die 17-jährige Maike. „Ich schaue mal, was ich mit ihren Tipps noch rausholen kann“, sagt ihr Klassenkamerad Alexander.

„Hut ab!“

Vom Auftakt des Wettbewerbes um die „fitteste Klasse“ ist Heike Drechsler am Ende des Vormittags so beeindruckt, dass sie anbietet, noch einmal wiederzukommen. „Hut ab vor diesem Projekt“, sagt sie.

Sollte sie 2008 noch einmal in Bad Kissingen sein, gäbe es geradezu ein Sportler-Spitzentreffen. Denn für den Juli hat die Schule Hürdenläufer Harald Schmid eingeladen. Bevor es allerdings so weit ist, müssen die Schüler sich erst in den anderen Disziplinen beweisen. Schülersprecher Lahovnik ist aber sicher, dass auch die ein Erfolg werden. Denn mit dem Anfang ist er zufrieden: „Ein schöner und auch spaßiger Auftakt“, sagt er etwas erschöpft gegen Mittag, nachdem am ersten Tag die Klasse 9a den Sieg errungen hat. ■



Kontakt:

Rüdiger Bockhorst

05241/81 81 508

Ruediger.Bockhorst@Bertelsmann.de

Kick für die Karriere

Kurze Nächte, kein Urlaub, kaum Freizeit und kaum ein Wochenende. Um 7.00 Uhr morgens im Büro, gegen 8.00 Uhr mit dem Fahrrad in die Uni, in den Pausen schnell die wichtigsten E-Mails gecheckt und beantwortet – das war der Alltag von Matteo Scaravelli in den vergangenen anderthalb Jahren. Doch die Anstrengung hat sich für ihn gelohnt: Mit dem berufsbegleitenden Qualifizierungsprogramm **¡communicate!** legte er einen wichtigen Grundstein für seine weitere Karriere.



Die Absolventen des Qualifizierungsprogrammes **¡communicate!** schließen ihre Ausbildung mit dem Executive MBA ab.

Als Matteo Scaravelli das berufsbegleitende Studium aufnahm, arbeitete er bereits seit sieben Jahren bei der Siemens AG in der Unternehmenskommunikation. Sein Vorgesetzter Rolf Huber, Senior Vice President Corporate Communications and Government Affairs, erkannte früh das Führungspotenzial seines Mitarbeiters, der als studierter Politikwissenschaftler fünf Sprachen verhandlungssicher spricht. Das Handwerkszeug für die Kommunikation hatte sich Scaravelli durch „learning by doing“ und zahlreiche Seminare angeeignet. „Doch irgendwie fehlten die Grundlagen“ erkannten Matteo Scaravelli und Rolf Huber. Gemeinsam machten

sie sich auf die Suche nach einem Qualifizierungsprogramm. Dieses sollte ihm nicht nur alle Aspekte der Unternehmensführung und Kommunikation gezielt vermitteln, sondern auch den berühmten Blick über den Tellerrand ermöglichen.

„Gerade zum Zeitpunkt unserer Recherche lief die Bewerbungsphase zum Studiengang **¡communicate!** an der TU München an, das war absolut passend“, so Huber und Scaravelli. Voraussetzung für die Bewerbung: mindestens fünfjährige Berufserfahrung, der bestandene TOEFL-Test (=Test of English as a Foreign Language, ein standardisierter Test, den man auch für akademische

Professionell kommunizieren

Die Qualifizierungsinitiative ¡communicate! wurde im Jahr 2003 von Bertelsmann Stiftung, Heinz Nixdorf Stiftung und dem DaimlerChrysler-Fond ins Leben gerufen. In Zusammenarbeit mit der Technischen Universität München bietet ¡communicate! mit dem Executive Master of Business Administration (EMBA) ein General Management Programm an, das Nachwuchsmanager in verantwortlicher Unternehmensführung und professioneller Kommunikation schult. Von 2008 an steht das Qualifizierungsprogramm auf eigenen Füßen und wird von der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften an der TU weitergeführt.

Programme in den USA vorweisen muss), das Ablegen des GMAT (General Management Admission Test), ein Essay und zwei Empfehlungsschreiben von Vorgesetzten.

Internationaler Austausch

Scaravelli nahm die Hürden, und im Jahr 2005 startete er mit weiteren 17 Teilnehmern das Programm mit sieben Blöcken von jeweils sechs bis zwölf Tagen Dauer. Ein Modul fand in den USA statt – an der Columbia University in New York (School of Journalism) und an der University of Southern California (Annenberg School of Communication). „Das war sehr spannend“, erzählt Matteo Scaravelli, „dort konnten wir uns mit mehreren Pulitzerpreisträgern austauschen.“

Auch vom Austausch mit den anderen Teilnehmern hat Scaravelli profitiert. Manche kamen wie er aus großen Konzernen, andere aber auch aus kleineren Unternehmen. „Jeder brachte persönliche Fallbeispiele aus seinem Unternehmen ein, die wir gemeinsam diskutiert und bearbeitet haben“, erläutert Scaravelli. An das Modul in den USA schloss sich übrigens gleich eine internationale Konferenz an, die Matteo Scaravelli nebenbei mitorganisiert hatte. „Das war nur möglich, weil Siemens technisch über beste Kommunikationsmöglichkeiten verfügt“, erklären Huber und Scaravelli übereinstimmend. Am Ende des Studiums schrieb jeder Teilnehmer eine „Master’s Thesis“, ähnlich einer Diplomarbeit. Matteo Scaravelli wählte ein praxisbezogenes Thema: „Einfluss unter-

„Der Mehrwert für unser Unternehmen ist enorm,“ urteilt Rolf Huber (rechts), bei Siemens zuständig für Corporate Communications. Er ermöglichte seinem Mitarbeiter Matteo Scaravelli das berufsbegleitende Studium.



schiedlicher Organisationskulturen in einer komplexen Kommunikationsabteilung“. Die abschließenden Prüfungen legte er in englischer Sprache ab, denn „das ist für mich zumindest schriftlich einfacher als Deutsch“, erklärt der erfolgreiche Absolvent mit dem Abschluss Executive Master of Business Administration (EMBA).

Karrieresprung durch Qualifizierung

Mit dem Vorstandswechsel bei der Siemens AG kam es auch zu einem Wechsel in der Leitung der Unternehmenskommunikation. Bereits während des Qualifizierungsprogramms zeichnete sich ab, dass auch in der Abteilung von Rolf Huber umstrukturiert werden sollte. Matteo Scaravelli bekam die Leitung eines Teams innerhalb der Abteilung „Regional and Central Functions“ übertragen: „Heute sind wir neun Leute aus sieben Ländern und vier Kontinenten“, so der Abteilungsleiter, „das spiegelt die Internationalität des Siemens-Konzerns wider“. Mit allen kommt Matteo Scaravelli bestens klar – einige kannte er schon vorher. „Die Kolleginnen und Kollegen haben mir viel abgenommen, sie haben meine Qualifizierung voll mitgetragen. In dieser Zeit habe ich aber auch richtig gelernt zu delegieren, das war vorher nicht meine Stärke“, freut sich Scaravelli, auf dessen Visitenkarte heute „Head of International Coordination“ steht.

Geradezu ins Schwärmen gerät er, wenn er von den Referenten des Studiengangs spricht: „Das Niveau war sehr hoch, und die Inhalte waren sehr praxisbezogen.“ Außerdem habe er gelernt, unter Zeitdruck so effizient wie möglich zu arbeiten – dies helfe ihm nicht nur im Unternehmen, sondern auch im familiären Umfeld. Und sein Vorgesetzter? Für Rolf Huber war die Teilnahme seines Mitarbeiters trotz dessen vorbildlichem Einsatz eine Mehrbelastung, die er aber jederzeit wieder eingehen würde, denn der Mehrwert für das Unternehmen ist enorm. Huber hofft jetzt, dass Scaravelli dem Unternehmen treu bleibt, zumindest war die Bindung an Siemens für die Dauer von zwei Jahren Voraussetzung für die Teilnahme am EMBA. Andererseits weiß Huber als erfahrene Führungskraft auch: „Wenn ein qualifizierter Mitarbeiter sich woanders weiterentwickeln kann, macht es keinen Sinn, ihn aufzuhalten.“ ■



Kontakt:

Daniela Bell
05241/81 81 502
Daniela.Bell@Bertelsmann.de

Neuerscheinungen



Praxisleitfaden Patientenberatung

Der „Praxisleitfaden Patientenberatung“ ist ein Handbuch mit zahlreichen Ideen für Konzeption, Aufbau, Evaluation und Betrieb einer Patientenberatungsstelle. Er leistet praktische Unterstützung für die alltägliche Beratungsarbeit und berücksichtigt dabei die unterschiedlichen Vermittlungsformen – persönliche, telefonische oder Online-Beratung.

Der Band enthält Hilfsmittel, Definitionen, Praxisbeispiele und Hinweise auf weiterführende Quellen und eignet sich damit für die Qualifizierung von Patientenberatern sowie für die Entwicklung einschlägiger Qualitätsstandards.

Sebastian Schmidt-Kaehler
Praxisleitfaden Patientenberatung
Planung, Umsetzung und Evaluation
1. Auflage 2007
216 Seiten, Broschur
25,00 Euro
ISBN 978-3-89204-959-3

Gesundheitspolitik in Industrieländern 7/8

Der Doppelband „Gesundheitspolitik in Industrieländern 7/8“ beschäftigt sich mit den „Großbaustellen“ der Gesundheitspolitik quer durch 20 Industrieländer. Zu den Themen gehören Prävention und Gesundheit im Alter, bedarfsorientierte Versorgung und Zugang, Patientenorientierung und Fachkräfteentwicklung.

Mit dem Internationalen Netzwerk Gesundheitspolitik will die Bertelsmann Stiftung die Suche nach nachhaltigen, langfristig konsensfähigen und finanzierbaren Lösungen für die Reform des deutschen Gesundheitssystems beleben.

Reinhard Busse, Sophia Schlette (Hrsg.)
**Gesundheitspolitik in
Industrieländern 7/8**
Im Blickpunkt: Prävention, Gesundheit im
Alter, neue Berufe für neue Bedarfe
1. Auflage 2007
254 Seiten, Broschur
24,00 Euro
ISBN 978-3-89204-961-6

Bertelsmann Transformation Index 2008

Zum dritten Mal legt die Bertelsmann Stiftung den Bertelsmann Transformation Index (BTI) vor. Das globale Ranking bewertet und vergleicht Transformationsprozesse weltweit auf der Grundlage von detaillierten Ländergutachten. Der BTI informiert über den Stand von Demokratie und Marktwirtschaft und bietet umfassende und systematische Vergleichsdaten über die Qualität der politischen Gestaltungsleistung in 125 Transformationsländern im Zeitraum von 2005 bis 2007. Alle Ländergutachten und Daten sind auf der beiliegenden CD-ROM dokumentiert.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)
**Bertelsmann
Transformation Index 2008**
Politische Gestaltung im
internationalen Vergleich
erscheint im Februar 2008
244 Seiten, Broschur
Inklusive CD-ROM
38,00 Euro
ISBN 978-3-89204-967-8



Der Besuch des Sicherheitszaunes an der Grenze zu Palästina beeindruckte die Teilnehmer.

German-Israeli Young Leaders Austausch in Israel

Auf Spurensuche

Am 26. Oktober 2007 endete die Begegnung des Deutsch-Israelischen Young Leaders Austausches der Bertelsmann Stiftung zum Thema „Politik und Gesellschaft in Israel“. Im Mittelpunkt der Gespräche und Begegnungen standen die aktuelle politische Lage in Israel und Nahost ebenso wie die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation. Höhepunkte der Programmes waren Gespräche mit dem israelischen Staatspräsidenten Shimon Peres und dem palästinensischen Ministerpräsidenten Salam Fayad.

Von Till Behrend, FOCUS

Gefährdeter Frieden

Mildes Abendlicht streichelt Hügel und Hänge. Obwohl der Oktober seinem Ende entgegengeht, ist es angenehm warm. Das Mittelmeer wäre mit dem Auto schnell zu erreichen. Fast könnte man glauben, in der Toskana zu sein. Doch ein hoher Zaun schlängelt sich über die Höhen und durch die Täler, zerschneidet das Idyll und nimmt der Landschaft alles Liebliche. Nahe dem palästinensischen Ort Tulkarem

geht der Zaun in eine Mauer über – „wegen der Scharfschützen“, erläutert Shachar S., ein junger Major der israelischen Armee, der hier das Kommando hat. Wenige Meter hinter dem Bauwerk, auf israelischer Seite, spielen Kinder friedlich vor gepflegten Einfamilienhäusern.

Gefährdeter Frieden. Neun Tage lang sind wir – 13 Israelis, zwölf Deutsche und drei amerikanische Juden – im Oktober 2007 durch Israel gereist. Die Bertelsmann Stiftung hatte uns eingeladen, an ihrem seit 2000 bestehendem German Israeli Young Leaders Austausch teilzunehmen. Der Besuch am Sicherheitszaun bedrückt einige der Teilnehmer. Mancher Deutsche fühlt sich an die Berliner Mauer erinnert. „Der Sicherheitszaun ist Teil unserer Verteidigung“, widerspricht der junge Major. Tatsächlich ist die Zahl der palästinensischen Selbstmordattentate in Israel seit seiner Errichtung stark rückläufig.

Fragiles Zusammenleben

Unsere Gruppe aus jungen Politikern, Managern, Menschenrechtsaktivisten und Journalisten kennt sich schon von einer gemeinsamen Deutschland-Reise im Juni. Während wir in Bayern und Berlin in intensiven Workshops und Seminaren vor allem an unseren Kommunikations- und Teamwork-Skills gearbeitet und uns intensiv über die deutsch-jüdischen Beziehungen ausgetauscht hatten, gilt es jetzt, ein für die meisten deutschen Teilnehmer neues, spannendes, gefährdetes Land zu erkunden.

Unsere Eindrücke des jungen Staates Israel sind vielschichtig, oft auch verwirrend und widersprüchlich. Desillusionierte Kibbutzniks berichten uns vom Scheitern ihrer sozialistischen Utopie. Auf den annektierten Golan-Höhen beeindruckt uns der Pioniergeist der israelischen „Frontier“. Wir treffen Schüler und arabische Israelis. In Jerusalem nimmt sich Präsident Shimon Peres in seiner Residenz eine Stunde Zeit für unsere Fragen. Der palästinensische Ministerpräsident Salam Fayad gibt sich im American Colony Hotel moderat. Ein Hoffnungsträger? Aber wie viel Macht besitzt Fayad? Wir staunen über das gedrängte, fragile Zusammenleben der verschiedenen Religionen in der engen Altstadt. Die Fahrt von Jerusalem ins moderne Tel Aviv erscheint uns später wie eine Zeitreise.

Ein Besuch des Holocaust-Museums Yad Vashem und das Gespräch mit Menachem Stern, einem Überlebenden der Schoah, wühlen uns auf. In vielen Gesprächen in und außerhalb unserer Gruppe spüren wir die Angst vor einem neuen, diesmal atomaren Holocaust – und die Furcht der Israelis, mit der iranischen Bedrohung allein gelassen zu werden.

Gemeinsame Verantwortung

Der Schriftsteller Amos Oz hat geschrieben, man solle nur nicht nach einer „Normalisierung“ der deutsch-israelischen Beziehungen streben. Keine Sorge: „Normal“ sind unsere Beziehungen wohl tatsächlich nicht, das wird uns in unseren vielen freimütigen, oft auch schmerzlichen Diskussionen klar. Die meisten jüdischen Teilnehmer

haben Angehörige, die im Holocaust ermordet wurden. Die Toten sind nicht vergessen. Doch sie stehen nicht mehr zwischen uns. Oder?

Am Ende unserer gemeinsamen Reise fühlen wir uns alle bereichert: Um gegenseitiges Verständnis, Vertrauen, Freundschaft. Und das Gefühl einer gemeinsamen Verantwortung für unsere Zukunft. In den Abschied mischt sich Aufbruchstimmung. Die Stunde der Netzwerker schlägt. Erste gemeinsame Projekte werden skizziert. Die Arbeit beginnt.

Till Behrend ist Teilnehmer des German Israeli Young Leaders Austausches 2007 und Korrespondent des Magazins FOCUS. ■



Deutsch-Israelischer Young Leaders Austausch

Angesichts ihrer gegensätzlichen geschichtlichen Erfahrungen und stark differierender aktueller Lebensbedingungen fällt es gerade jüngeren Deutschen und Israeli schwer, einander zu verstehen. Vor diesem Hintergrund hat die Bertelsmann Stiftung ein deutsch-israelisches Begegnungsprogramm eingerichtet.

Es umfasst Vorbereitungstreffen der Teilnehmer, gemeinsame Begegnungen in Deutschland und Israel sowie regelmäßige Alumni-Treffen. Teilnehmer werden von Mentoren vorgeschlagen und von der Bertelsmann Stiftung ausgewählt. Eigenbewerbungen sind nur in Ausnahmefällen möglich.



Kontakt:

Stephan Vopel
05241/81 81 397
Stephan.vopel@bertelsmann.de

Stiftung Praxissiegel e. V. bescheinigt Landarztpraxis hohen Standard



Dr. Wolfgang Blank (links) mit seinen
Kollegen und dem Praxisteam

Qualitätsmanagement für Arzt und Praxis – eine Chance, keine Last

Wolfgang Blank ist ein Mann voller Tatendrang. Er ist Arzt, Vater dreier Töchter und Lehrbeauftragter an der Uni. „Wenn Neues kommt, schaue ich, ob etwas Positives für mich drinsteckt“, sagt der 42-jährige Allgemeinmediziner. Mit dieser Einstellung hat er vor einigen Jahren das Qualitätsmanagement auch nicht als Last, sondern als Chance für seine Landarztpraxis im Bayerischen Wald begriffen.

Schnelle Verbesserungen

Seither hat sich viel geändert in der Gemeinschaftspraxis Kirchberg im Wald, die Blank mit seinen Kollegen Thomas Oldenburg und Jörg Schüren führt: Die Liste reicht von bestmöglicher Hygiene über kurze Wartezeiten bis zu Fortbildungen und regelmäßigen Teambesprechungen. Gerade erst hat Stiftung Praxissiegel e.V. die Gemeinschaftspraxis rezertifiziert – als erste Praxis in Deutschland. Ein Bericht über die mangelhafte Hygiene in unterfränkischen Arztpraxen gab Blank vor Jahren den Anstoß, sich näher mit dem Thema Qualitätsmanagement zu beschäftigen. Nach einer Fortbildung an der Landesärztekammer „haben wir Pläne gemacht, was

wann wie und wo geputzt werden muss“. Als schnell Verbesserungen spürbar wurden, habe es „Klick“ gemacht: „In dem Moment haben alle eingesehen, dass man das Qualitätsmanagement gebrauchen kann“, erinnert sich Blank an die Zeit nach der Übernahme der Praxis 1998.

Zum Europäischen Praxisassessment (EPA) kam er durch seinen Lehrauftrag für Allgemeinmedizin an der TU München. Die Entscheidung für einen EPA-Durchlauf in der damals erst mit zwei Ärzten besetzten Praxis fiel nach einem Besuch beim Göttinger AQUA-Institut, das das Verfahren in Deutschland umsetzt. Hier erfuhr er alles über das Qualitätsmanagement-System, das mit

Stiftung Praxissiegel e. V.

Stiftung Praxissiegel e. V. ist eine unabhängige Institution für Qualität und Transparenz in der Gesundheitsversorgung. Der gemeinnützige Verein verleiht Arztpraxen, die sich nachgewiesenermaßen für Qualität in ihrer Praxis einsetzen, ein Zertifikat. Das „Praxissiegel“ erhalten Praxen, die ein anerkanntes Qualitätsmanagement (QM)-System erfolgreich anwenden und hohen Qualitätsstandards genügen. Der Verein wurde 2004 von der Bertelsmann Stiftung und TOPAS Germany e. V. gegründet. Das Ziel: die Qualität in der Gesundheitsversorgung zu fördern und nach außen hin sichtbar zu machen. Deutschlandweit haben bisher rund 850 Arztpraxen das „Praxissiegel“ erhalten. Eine Liste der zertifizierten Praxen findet sich auf der Website.

einem Katalog von Indikatoren und verschiedenen Instrumenten wie Praxisbesuch, Patientenbefragung, Teambesprechung und anonymem Qualitätsvergleich mit anderen Praxen arbeitet. „Das hat mich begeistert, denn EPA ist praxisnah und nicht von oben herab.“ Die einzelne Praxis werde „da abgeholt, wo sie steht und wo sie selbst Bedarf sieht“. Der Erfolg ist täglich zu sehen.

Arzt als Partner der Patienten

Spannend sei es gewesen, als der Visitor vor drei Jahren in die Praxis kam „und uns einen Spiegel vorhielt“, erinnert sich Blank. Beim ersten EPA-Durchlauf im Jahr 2004 erfüllte die Gemeinschaftspraxis erst 69 Prozent der mehr als 200 Indikatoren – wer mindestens die Hälfte erfüllt, kann das Gütesiegel von Stiftung Praxissiegel e. V. bekommen. „Wir hatten keine Stellenbeschreibung, keine Fortbildungspläne, kein Beschwerdebuch und keine Notfallnummer an der Haustür“, erinnert sich Blank an einige Defizite. Das Team verstand dies als Motivation, die Dinge zu verbessern. „Man gewinnt richtig Spaß daran, denn man sieht täglich, was es einem gebracht hat“, sagt er.

Für Blank hat die positive Einstellung zum Qualitätsmanagement etwas mit dem Selbstverständnis zu tun, wie er seinen Patienten begegnen möchte. Bei der Organisation seiner Praxis sei er Dienstleister. „Im Kontakt mit meinen Patienten bin ich Partner“, sagt er. Er wolle die Patienten an Entscheidungen beteiligen und ihnen nicht von oben herab begegnen. Dazu gehört, dass er Organisation, Abläufe und Ansprüche transparent macht. Auf der Internet-Seite der Praxis finden die Patienten deshalb nicht nur die Philosophie der Praxis, sondern auch das Behandlungsspektrum der Ärzte – von der Vorbeugung über Elektrokardiogramm und Tumornachsorge bis zu Schulungen für Diabetes-Patienten. Mit regelmäßigen Fortbildungen, internen und externen Qualitätszirkeln sowie Qualitätsmanagement-Maßnahmen stelle das Team „die Arbeit auf höchstmöglichem Niveau sicher“, heißt es.

Viele positive Rückmeldungen

Aber die Ärzte bitten genauso um Verständnis, dass sie ab und zu von der „kräftezehrenden ärztlichen Tätigkeit“ bei ihren Familien auftanken müssen. Auf unzufriedene Patienten geht Blank offensiv zu: Einem Patienten, der sich nicht ernst genommen fühlte, schrieb er einen persönlichen Brief mit der Bitte, sich noch einmal mit ihm zusammzusetzen.

Transparenz, Fortbildungen, wöchentliche Teambesprechungen, Qualitätsmanagement – das klingt nach viel Arbeit und hohem Preis. „Nein“, sagt Blank. Das Geld für EPA sei gut investiert. „Man kann mit Effizienz viel bewegen. Und das macht Freude.“ Die Patienten freuen sich auch: Statt Klagen findet das Praxisteam viele positive Rückmeldungen im Beschwerdekasten. Aber Blank glaubt, dass die Qualität der Praxis für die Patienten ohnehin nichts Besonderes sei. „Unsere Leute sind das gewöhnt.“ Es seien eher die Touristen in der Region, die überrascht seien, dass sie in der Praxis keine zwei Stunden warten müssen.

Ständiger Prozess

Für Blank, seine beiden Arztkollegen und die sechs Mitarbeiterinnen ist Qualitätsmanagement keine Einmal-Aktion, sondern ein ständiger Prozess. Deshalb geben sich die Ärzte nicht mit der einmaligen Zertifizierung von Stiftung Praxissiegel e. V. und auch nicht mit dem Berliner Gesundheitspreis zufrieden, mit dem sie vor drei Jahren ausgezeichnet wurden. Stattdessen traten sie in diesem Jahr bei Stiftung Praxissiegel e. V. zur Rezertifizierung an. „Wir haben die alten Unterlagen rausgekramt“ und die offengebliebenen Kritikpunkte noch mal angesehen, sagt Blank. Viele davon konnte das Team schnell umsetzen, sodass die Praxis diesmal rund 95 Prozent der Indikatoren erfüllte. Besonders überraschend für den Visitor: die Arbeitszufriedenheit aller drei Ärzte. Sie liegt bei 100 Prozent. ■



Kontakt:

Uwe Schwenk
05241/81 81 418
uwe.schwenk@bertelsmann.de

Raus aus der Warteschleife

An der Schwelle von der Schule zum Beruf entscheidet es sich: Hat sich das Lernen gelohnt? Gelingt der Einstieg in die Arbeitswelt? Von hundert erfolgreichen Hauptschul-Absolventen landen mehr als die Hälfte zunächst in Warteschleifen oder Übergangsmaßnahmen, die nicht zu einem Berufsabschluss führen. Das Übergangsmangement muss verbessert werden, um unserer Jugend Perspektiven zu geben.

Wie lassen sich die Wege von Jugendlichen an der Schwelle zwischen Schule und Beruf reibungsloser gestalten? Wie können die beteiligten Akteure systematischer zusammenarbeiten? Was kann getan werden, um Jugendliche besser zu integrieren und öffentliche Kassen zu schonen? Viele Fragen, denen die Bertelsmann Stiftung im Oktober 2007 bei ihrem Kongress zum lokalen Übergangsmangement „Übergänge gestalten – Spielräume nutzen“ in Essen nachging.

„Wir werden in den nächsten ein bis zwei Generationen etwa ein Drittel der Erwerbstätigen verlieren“, stellte Dr. Johannes Meier, Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung, fest. Dies sei insofern signifikant, als sich eine vergleichbare Entwicklung in anderen Ländern, beispielsweise in den USA, nicht

abzeichne. Erschwert werde die Situation dadurch, dass der Eintritt in die Berufsausbildung in Deutschland erst mit durchschnittlich 19 Jahren erfolge. Es sei ein menschlicher und ökonomischer Skandal, dass die Hälfte aller Hauptschüler zum Start in die Berufsausbildung in Maßnahmen des Übergangssystems lande. Der Anteil der Altbewerber lag 2006 bei 50 Prozent. „Diese Situation ist für eine Gesellschaft auf Dauer nicht tragbar“, so Meier.

Warteschleifen für Hauptschüler

Nur etwa zwei Fünftel aller Hauptschulabsolventen beginnen direkt nach Abschluss ihrer Schullaufbahn eine klassische Berufsausbildung. Insgesamt befanden sich 2006 knapp 570.000 junge Menschen nach der Schulzeit in Maßnahmen des Übergangssystems,

Jugendliche in der Warteschleife“ brauchen einen persönlichen Ansprechpartner, der sie individuell beim Übergang von der Schule in den Beruf begleitet.





Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)
**Leitfaden lokales
Übergangsmanagement**
Von der Problemdiagnose zur
praktischen Umsetzung
1. Auflage 2007
120 Seiten, Broschur
20,00 Euro
ISBN 978-3-89204-934-0

Erforderliches Handwerkszeug

Der „Leitfaden lokales Übergangsmanagement“ analysiert nationale und internationale Best-Practice-Beispiele. Er stellt die notwendigen Bestandteile eines erfolgreichen Übergangsmanagements dar, hilft bei der regionalen oder überregionalen Implementierung neuer Konzepte und statet die Akteure mit dem erforderlichen Handwerkszeug für eine effektive Umsetzung aus.

deren Integrationserfolg unklar ist und die darüber hinaus viel Geld kosten. Das Problem ist nicht neu: 2005 zeichnete die Bertelsmann Stiftung das Hamburger Hauptschulmodell mit dem Carl Bertelsmann-Preis aus, um die breite Öffentlichkeit auf neue Wege für den Übergang von der Schule in den Beruf aufmerksam zu machen. Über 60 Unternehmen und alle 109 Haupt- und Gesamtschulen der Hansestadt sind dort zu einem Netzwerk zusammengeschlossen. Eine Koordinierungsstelle fungiert als Netzwerkknoten, an dem alle Fäden zusammenlaufen. Das Hamburger Vorbild zeigt, dass es möglich ist, die Übergangsquoten von Hauptschülern in ungeförderde Ausbildung deutlich zu verbessern. Das Modell ist seitdem in mehrere Regionen erfolgreich übertragen worden.

Vier Erfolgsfaktoren

Laut einer UNICEF-Studie rechnen in Deutschland 30 Prozent aller 15-Jährigen damit, nach der Schule keine qualifizierte Arbeit zu finden. Eine alarmierende Zahl, mit der Deutschland an sechstletzter Stelle unter den 25 beteiligten Industriestaaten liegt. Aber es gibt mittlerweile vielfältige Lösungswege und erfolgversprechende Beispiele aus der Praxis. Prof. Dr. Thomas Rauschenbach, Leiter des Deutschen Jugendinstituts, das im Auftrag der Bertelsmann Stiftung den praxisorientierten „Leitfaden lokales Übergangsmanagement“ erstellte, nennt vier Erfolgsfaktoren:

1. Eine solide Datenbasis über die Situation der einzelnen Jugendlichen ist erforderlich, damit die unterstützenden Akteure die Handlungsspielräume erkennen und nutzen können.
2. Jugendliche brauchen eine gute schulische Berufsorientierung, um sich frühzeitig mit ihren beruflichen Plänen, der

www.netzwerk-berufswahl-siegel.de

„Berufswahl-SIEGEL“: Netzwerk hilft Schulen

Von der Flensburger Förde bis zum Bodensee, von Baden-Württemberg bis Thüringen – das Interesse am „Berufswahl-SIEGEL“ ist groß. Seit 2007 wird das Konzept für die verbesserte Berufswahlorientierung der Schulen gemeinsam mit der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit GTZ sogar in Chile getestet.

Die Website bietet Präsentationen der beteiligten Regionen mit Kriterienkatalogen und Partnern, ein Handbuch zur Projekteinführung in neuen Regionen sowie Materialien zur Berufsorientierung.



Kontakt:

Dirk Eilinghoff
05241/81 81 391
dirk.eilinghoff@bertelsmann.de

Arbeitswelt und ihren eigenen Chancen auseinandersetzen zu können.

3. Jugendliche brauchen einen persönlichen Ansprechpartner, der sie individuell im Prozess des Übergangs begleitet.
4. Die Akteure des lokalen Übergangsmanagements sollten gut vernetzt sein und abgestimmt vorgehen.

Welchen Beitrag Akteure vor Ort auch immer leisten – wer beispielsweise die Initiative für ein Übergangsmanagement ergreift, wie der politische Konsens erzielt wird, welche Rolle die Wirtschaft spielt oder wie Eltern einbezogen werden – wichtig ist es, ein Netzwerk zu bilden und gemeinsam an einem Strang zu ziehen. Denn die Erfahrung zeigt: Je besser die Akteure in den Kommunen zusammenarbeiten, desto eher können solche Übergänge reibungsloser gelingen und Jugendliche erfolgreich integriert werden. ■



Kontakt:

Clemens Wieland
05241/81 81 352
clemens.wieland@bertelsmann.de



Dr. Jens Udo Prager
05241/81 81 344
jens.prager@bertelsmann.de

Namen und Nachrichten



Professor Dr. Dr. h. c. Werner Weidenfeld verlässt die Bertelsmann Stiftung zum 30. November 2007.



Eine Untersuchung der Bertelsmann Stiftung zeigt, dass Jugendliche in Deutschland ein positives Unternehmerbild haben.



Innenminister Dr. Wolfgang Schäuble eröffnete die EPSA-Auftaktveranstaltung in Berlin.

Prof. Werner Weidenfeld legt Vorstandsmandat nieder

Professor Werner Weidenfeld hat sein Vorstandsmandat in der Bertelsmann Stiftung zum 30. November 2007 niedergelegt. Er hat in den über 20 Jahren seiner Tätigkeit einen wichtigen Beitrag zum Erfolg der Bertelsmann Stiftung geleistet. Die Bertelsmann Stiftung und Professor Werner Weidenfeld trennen sich in beiderseitigem Einvernehmen. Er wird sich jetzt neuen Herausforderungen stellen.

Die Bertelsmann Stiftung wird alle vertraglichen Verpflichtungen gegenüber dem von Professor Werner Weidenfeld geführten Centrum für angewandte Politikforschung (CAP) an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) erfüllen. Die langjährige Kooperation mit dem CAP hat in der wissenschaftlichen und politischen Öffentlichkeit große Anerkennung gefunden.

Als Politikberater mit hohem wissenschaftlichem Renommee wird Professor Werner Weidenfeld laufende Projekte der Bertelsmann Stiftung am CAP bis Ende 2008 weiter begleiten. Die Bertelsmann Stiftung dankt Professor Werner Weidenfeld für die erfolgreiche langjährige Mitwirkung.

Positives Unternehmerbild bei Jugendlichen

Jugendliche in Deutschland haben ein positives Unternehmerbild und zeigen eine hohe Bereitschaft, sich später einmal selbstständig zu machen. In einer Untersuchung der Bertelsmann Stiftung sagten 75 Prozent der 15- bis 20-Jährigen, sie hätten eine „eher gute“ Meinung über Unternehmer. Bei 12 Prozent war sie sogar „sehr gut“. Nur 13 Prozent äußerten eine negative Sicht.

Drei Viertel der Jugendlichen im Schulalter sind laut der von TNS-Infratest durchgeführten Studie prinzipiell dazu bereit, sich selbstständig zu machen und ein eigenes Unternehmen zu gründen. Bei jungen Männern ist diese Erwägung jedoch deutlich häufiger ausgeprägt als bei jungen Frauen. „Das Unternehmerbild wird von der unmittelbaren Begegnung positiv beeinflusst“, sagt Dr. Björn Hekman, Projektleiter der Bertelsmann Stiftung. Daher sei es wichtig, Jugendlichen einen stärkeren Kontakt zu Unternehmern zu vermitteln. So würden Vorurteile und Berührungsängste vermindert und abgebaut.

Sechs EPSA-Preisträger ausgezeichnet

Mit dem European Public Sector Award, kurz EPSA, wurden sechs Verwaltungen aus Belgien, Deutschland, Großbritannien, Rumänien und Schweden ausgezeichnet. Am 13. November 2007 erhielten sie in Luzern (Schweiz) den Preis für die vorbildliche Modernisierung ihrer Strukturen und Prozesse. In den drei Themenbereichen „Gemeinsam handeln“, „Zielerreichung mit knappen Mitteln“ und „Den demographischen Wandel steuern“ überzeugten sie die international besetzte Jury aus Verwaltungsexperten. Mehr als 300 Verwaltungen aus 25 europäischen Nationen hatten sich beworben, bei 16 von ihnen überzeugte sich die Jury direkt von den Modernisierungserfolgen.

Der EPSA ist eine gemeinsame Initiative der Bertelsmann Stiftung, der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer und der European Group of Public Administration. Mit ihm möchten die Initiatoren andere Verwaltungen motivieren, von guten Beispielen zu lernen und ihre Verwaltungsstrukturen und -methoden grundlegend zu modernisieren.

www.eps-award.eu



Kongress „Diálogo y Acción“ in Madrid: Auf dem Podium Liz Mohn, Bertelsmann Stiftung, Carlos Espinosa de los Monteros, Daimler Chryssler Madrid (links), und Fernando Perpiñá-Robert, Club de Madrid



NRW-Familienminister Armin Laschet und Liz Mohn, stellvertretende Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung, stellen erste Ergebnisse des Projektes „Mentorenausbildung für familienfreundliche Arbeitsplätze in Unternehmen“ in Düsseldorf vor.



In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Journalisten-Verband (DJV) veranstaltete die Bertelsmann Stiftung das Bremer Forum „Wissenswert“.

Neuer Schwung für Spanien

51 Prozent der Spanier sind der Auffassung, dass das Land nach dem Übergang zur Demokratie und den Jahren des Wirtschaftsaufschwunges neue Orientierung braucht. Diese erhoffen sich die Bürger von einem stärkeren Engagement Spaniens für die Identifikation mit Europa.

Gleichzeitig bekennen 49 Prozent der unter 34-jährigen Spanier, dass sie sich kaum oder gar nicht mit Europa identifizieren. Dies sind Ergebnisse einer aktuellen Umfrage der Fundación Bertelsmann und der Bertelsmann Stiftung im Rahmen der Vorbereitung zum Kongress „Diálogo y Acción“, den die Fundación Bertelsmann am 12. November 2007 in Madrid veranstaltete.

Um eine stärkere Identifikation der Spanier mit Europa zu bewirken, nannten die Befragten an erster Stelle die Vertiefung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit: 85 Prozent der Befragten äußerten, mehr gesamteuropäische Wirtschaftsprojekte würden ein Plus an Identifikation der Bürger mit Europa bringen.

www.fundacionbertelsmann.org

Mehr Familienfreundlichkeit in Unternehmen

„Viele Unternehmen haben erkannt, dass sich eine familienfreundliche Personalpolitik auszahlt. Nur wer auf die Bedürfnisse und Wünsche von Eltern reagiert, wird diese als Mitarbeiter dauerhaft an das Unternehmen binden können,“ sagte Familienminister Armin Laschet am 17. September 2007 anlässlich der Vorstellung erster Ergebnisse des Projektes „Mentorenausbildung für familienfreundliche Arbeitsplätze in Unternehmen“. Bei der gemeinsamen Veranstaltung des NRW-Familienministeriums und der Bertelsmann Stiftung in Düsseldorf betonte die stellvertretende Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung, Liz Mohn: „Unsere Mentoren in den Unternehmen sind Vorbilder, die selbst Beruf und Familie vereinbaren wollen und müssen. Diese Führungskräfte sind authentisch, sie wissen, wovon sie reden und – sie reden nicht nur, sie handeln und verändern so die Unternehmenskultur in Richtung mehr Familienfreundlichkeit.“

In dem im Jahr 2006 gestarteten Pilotprojekt werden zurzeit in elf Betrieben 24 Mentoren ausgebildet, die Entwürfe zur Familienfreundlichkeit des Betriebes umsetzen sollen.

„Wissenswert“ für Wissenschaftsjournalisten und Forscher

Wertvolle Kontakte, konkrete Ideen für Themen und spannende Exkursionen: Insgesamt 1.124 Kongressteilnehmer aus Wissenschaft, Wirtschaft und Medien haben bisher das Bremer Forum „Wissenswert“ genutzt. Auch in diesem Jahr diskutierten Wissenschaftsjournalisten vom 26. bis 28. November 2007 berufsständische Fragen, informierten und vernetzten sich. In der begleitenden Fachkonferenz „WissensCampus“ stellten ausgewählte Forschungsabteilungen aus Wirtschaft und Industrie sowie wissenschaftsfördernde Institutionen ihre Arbeit vor. Am Exkursionstag „WissensOrte“ wurden international angesehene Forschungsstätten des Landes Bremen besucht.

Die Seminarreihe ist Teil des „Qualifizierungsprogrammes „Wissenschaftsjournalismus“ der Bertelsmann Stiftung. In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Journalisten-Verband (DJV) und der Messe Bremen hat sich die „Wissenswert“ als Dialogplattform im deutschsprachigen Raum etabliert.

www.wissenswert-bremen.de

Neuerscheinungen



Strategisch kommunizieren und führen

Diese Untersuchung gibt einen Überblick über Qualifizierungsprofil und Weiterbildungsbedarf von PR-Verantwortlichen in Deutschland. Es zeigt die Ergebnisse einer Untersuchung auf, die im Rahmen des Qualifizierungsprogrammes ;communicate! durchgeführt wurde. Beleuchtet wird die Rolle von Kommunikation in strategischen Veränderungsprozessen und bei globalen Kommunikationsstrategien.

Claudia Langen, Holger Sievert,
Daniela Bell (Hrsg.)

Strategisch kommunizieren und führen

Profil und Qualifizierung für eine transparente Unternehmenskommunikation

2., erweiterte Auflage 2007

230 Seiten, Broschur

25,00 Euro

ISBN 978-3-89204-940-1

Soziale Gerechtigkeit – eine Bestandsaufnahme

Ein Leitbild in der Krise? Der deutsche Sozialstaat befindet sich seit Mitte der 90er Jahre im Umbruch. Er entwickelt sich vom alimentierenden Wohlfahrtsstaat zum „aktivierenden Teilhabestaat“. Auf welchen Werten basiert jedoch der Zusammenhalt einer Gesellschaft? Welches Menschenbild liegt der Frage nach Gerechtigkeit zugrunde? Gibt es Möglichkeiten zur Partizipation für jedes Mitglied einer Gesellschaft? Fragen, auf die der Band „Soziale Gerechtigkeit – eine Bestandsaufnahme“ Antworten sucht. Eine repräsentative Umfrage bei Parlamentariern bildet den Abschluss des Buches. Die CD-ROM enthält die Detailergebnisse.

Stefan Empter, Robert B. Vehrkamp (Hrsg.)

Soziale Gerechtigkeit – eine Bestandsaufnahme

Gemeinschaftsinitiative der Bertelsmann Stiftung, Heinz Nixdorf Stiftung und Ludwig-Erhard-Stiftung

1. Auflage 2007

308 Seiten, Broschur, inkl. CD-ROM

35,00 Euro

ISBN 978-3-89204-925-8

Gesundheitsmonitor 2007

Nach der Reform ist vor der Reform: Seit sechs Jahren befragt die Bertelsmann Stiftung Bevölkerung und Ärzteschaft nach ihren Erfahrungen im Gesundheitswesen und ihren Einstellungen zu Reformen. Die Ergebnisse tragen dazu bei, gesundheitspolitische Informationslücken zu schließen, und erleichtern die Entwicklung von Reformkonzepten. Der „Gesundheitsmonitor 2007“ thematisiert Qualität und Transparenz in der gesundheitlichen Versorgung und stellt eine Patiententypologie vor. Er beleuchtet die Defizite in der haus- und fachärztlichen Versorgung, die Zusammenarbeit von Ärzten sowie die gemeinsame Entscheidungsfindung von Arzt und Patient. Diese Ausgabe analysiert darüber hinaus die Versorgung chronisch Kranker und die Auswirkungen der Gesundheitsreform 2004 auf die Versicherten.

Jan Böcken, Bernard Braun,
Robert Amhof (Hrsg.)

Gesundheitsmonitor 2007

Gesundheitsversorgung und Gestaltungsoptionen aus der Perspektive von Bevölkerung und Ärzten

1. Auflage 2007

266 Seiten, Broschur

30,00 Euro

ISBN 978-3-89204-958-6



www.bertelsmann-stiftung.de

Dem Gemeinwohl verpflichtet: Für eine zukunftsfähige Gesellschaft

Die Bertelsmann Stiftung fördert den gesellschaftlichen Wandel. Sie engagiert sich in der Tradition ihres Gründers Reinhard Mohn für das Gemeinwohl. Fundament der Stiftungsarbeit ist die Überzeugung, dass Wettbewerb und bürgerschaftliches Engagement den gesellschaftlichen Fortschritt fördern. Hier unsere Themen auf einen Blick:

Politik

| | |
|------------------------|-----------------------|
| Europa | Föderalismus |
| Internationale Politik | Moderne Regulierung |
| Demographie | Kommunen und Regionen |

Gesellschaft

| | |
|----------------------------------|---------------------------|
| Familienfreundliche Gesellschaft | Jugendbeteiligung |
| Demographischer Wandel | Religion und Gesellschaft |
| Integration | Stiftungsentwicklung |

Wirtschaft

| | |
|---------------------------|---------------------------------|
| Arbeit 2020 | Unternehmenskultur |
| Standort Deutschland | Gesellschaftliche Verantwortung |
| Zukunft der Beschäftigung | von Unternehmen |

Bildung

| | |
|-----------------------|-------------------|
| Frühkindliche Bildung | Jugendbeteiligung |
| Schule | Hochschule |

Gesundheit

| | |
|-----------------------|----------------------|
| Gesundheitssystem | Gesunde Lebenswelten |
| Gesundheitsversorgung | |

Kultur

| | |
|----------------------|--------------|
| Opernnachwuchs | Kulturdialog |
| Musikalische Bildung | |

Impressum

Herausgeber:
Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh
0 52 41 / 81 0
0 52 41 / 81 81 999

Verantwortlich:
Karin Schlautmann

Redaktionsleitung:
Dr. Ulrike Naim
0 52 41 / 81 81 297
ulrike.naim@bertelsmann.de

Redaktion:
Ulrike Osthus
0 52 41 / 81 81 123
ulrike.osthus@bertelsmann.de

Bildnachweise:
A.Dreiplus
Walter G. Allgoewer/JOKER
Archiv Bertelsmann Stiftung
Pia Regina Brechmann, Essen
Christoph Gödan, Osnabrück
Sascha Kreklau, Bochum
Thomas Kunsch, Bielefeld
Veit Mette, Bielefeld
Frank Nürnberger, event-photo.biz
Schapowalow/Robert Harding
Thorsten Scherz, Medienfabrik, Gütersloh

Art Director:
Heike van Meegdenburg

Gestaltung:
www.a3plus.de

Lithografie, Druck:
Mohn Media, Gütersloh

Ihre Adresse hat sich geändert?
Anette Sanders
0 52 41 / 81 81 310
anette.sanders@bertelsmann.de

www.bertelsmann-stiftung.de
info@bertelsmann-stiftung.de

Zur besseren Lesbarkeit verwenden wir die männliche Sprachform.



Liz Mohn (Mitte) und die Jury: Nicolas Payne, Brian Dickie, Edith Mathis, Siegfried Jerusalem, Gustav Kuhn, Edith Wiens, Francisco Araiza, Jürgen Kesting und Bernd Loebe (von links).

Talente für die Opernbühnen der Welt

NEUE STIMMEN 2007

Mehr als 1.100 Nachwuchssänger aus 66 Nationen hatten sich 2007 beworben. 47 junge Operntalente qualifizierten sich in den weltweiten Vorauswahlen für die Endrunde in Gütersloh. Aufgrund des außergewöhnlich hohen Niveaus zeichnete die Jury am 27. Oktober 2007 acht Teilnehmer mit Preisen aus.

2. Preis

1. Preis

Marina Rebeka – Lettland,
Sopran *1980



Fernando Javier Radó – Argentinien,
Bass *1986



3. Preis

Diego Torre – Mexiko,
Tenor *1979

5. Preis



Yali Wang – China,
Sopran *1981

4. Preis

Anita Watson – Australien,
Lyrischer Sopran *1980

7. Preis



6. Preis

Christiane Karg – Deutschland,
Sopran *1980

Krenare Gashi – Kosovo,
Sopran *1985

8. Preis

Sung-Kon Kim – Korea,
Bariton *1975